Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 17 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 4. Oktober 1907

Wir müden Seelen.

Von Werner Sombart.

Bleiben wir der Politik fern die ledern und unerfreulich in jeder Hinsicht geworden ist: „wir haben Besseres zu tun" — so schloß ich meinen letzten Artikel. Daraus spricht der Entschluß, doch überhaupt etwas tun zu wollen. Während die Herren (und leider auch Damen!) von der Politik, wenn jemand erklärt: er wolle mit dem ganzen Plunder nichts zu schaffen haben — bald mit mitleidigem, bald mit verächtlichem Blick, je nach dem Grade von Wohlwollen, dessen sie uns würdigen — uns zu verstehen geben: „Armer Kerl, so früh bist du schon gestorben." Denn Leben heißt für sie Politik treiben. Und wer sich mit diesem Metier nicht befaßt, ist eine „müde Seele". Das war noch unlängst wieder das Ergebnis eines langen Gespräches, das ich mit sehr geistreichen Politikern (es gibt deren!) über diese Probleme geführt hatte. Darauf möchte ich noch ein kleines Wörtlein erwidern.

Wenn müde sein, unlustig sein, abgearbeitet, hoffnungslos, verdrossen sein heißt: wo gibt es dann müdere Seelen als in der Politik. Ich kenne kaum einen, der dieses Gewerbe betreibt, der nicht mit seiner Tätigkeit im höchsten Grade unzufrieden wäre. Das Normale ist (z. B. während der Reichstagssession) zunächst einmal dieses: daß der brave Mann einem abends um halb neun mit Stöhnen versichert: er habe noch nicht zu Mittag gegessen. Und Aehnliches hat er immer zu stöhnen: er muß einen Artikel schreiben, der ihm keine Freude macht, er muß in eine Versammlung gehen und Tabakrauch schlucken und matte Limonade oder noch matteres Bier (je nach der politischen Richtung) und muß sich öde Reden anhören, oder gar selbst welche halten usw. Ich sagte schon: nur wenn sein Karneval kommt — die Wahlzeit —, dann wird er wieder etwas lebendiger, dann macht ihm die ganze Sache überhaupt erst wieder ein wenig Freude. Die furchtbare, bleierne Last der Alltagsmisere ist dann von ihm genommen, auf kurze Tage. Sobald das amtliche Wahlergebnis verkündigt und nicht etwa eine Nachwahl in Sicht ist, beginnt er wieder sein ewiges Einerlei; schleppt er wieder verdrossen und mürrisch seine Säcke zur Mühle. Und dieses armselige Lasttier hat den Mut, jemanden, der dieses Jammerhandwerk nicht auch treiben will, der sein kostbares bißchen Leben nicht in einer sinnlosen und zwecklosen Vielbeschäftigtheit vergeuden will, eine „müde Seele" zu heißen. O nein, meine Damen und Herren! Wir fühlen uns ganz und gar

nicht müde. Wir freuen uns unseres Daseins und wollen schaffen, solange es Tag ist, jeder nach seinen Neigungen und Kräften: diese im praktischen Werktagsleben, jene in der wissenschaftlichen Forschung oder der künstlerischen Gestaltung.

Aber sollen denn alle Interessen des öffentlichen Lebens für uns tot sein? Soll die Politik, soll das politische Leben für uns überhaupt nicht existieren?

Das hieße, einen Teil unseres Menschtums unnötig verkümmern lassen; hieße auch viele Gaben in uns brach legen. Deshalb wird ein lebendiger Mensch doch immer den Drang in sich fühlen, sich in irgend einer Form jene Seite der Menschheitsbetätigung nahe zu bringen, irgend eine positive Stellung jenen Problemen gegenüber einzunehmen, die wir als Probleme des öffentlichen Lebens oder der Politik bezeichnen.

Aber welcher Art kann diese Stellung sein, da wir doch die praktische Anteilnahme an der Politik ablehnen?

Zunächst: wer sich praktisch gemeinnützig zu betätigen den Drang in sich fühlt, findet ja in Vereinen und Genossenschaften tausendfache Gelegenheit dazu: von den Krippen und Kindergärten angefangen bis zu den Baugenossenschaften und Volksbildungsvereinen und Settlements. Da kann er raten und taten und wirklich Nützliches schaffen: kann Licht in den Köpfen, Wärme in den Herzen verbreiten, kann Tränen trocknen und starre Lippen zum Lächeln bringen. Im lebendigen Wirken, im Wirken von Mensch zu Mensch, im Wirken an einem Werk, das seinen Fähigkeiten gerecht wird, an dem er selbst alle Schwierigkeiten der Lebensgestaltung erfahren kann.

Und will er propagandistisch für eine Idee wirken, dann gibt es abermals genug Gelegenheiten dazu außerhalb der politischen Tretmühle: er kann die Ideen der sozialen Reform in der Gesellschaft für Soziale Reform vertreten, kann sich in den nach ihren Zwecken benannten Vereinen für Wohnungsreform, Bodenreform, Heimatschutz, Tierschutz, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Pflege der Fisch- und Bienenzucht und für tausend andere nützliche Dinge ins Zeug legen. Am besten durch praktisches Zugreifen, aber doch wenigstens mit Sachkunde: in bescheidener Beschränkung auf ein Spezialgebiet, auf dem er Kenntnisse und Lebenserfahrung gesammelt hat. So daß die blöde Phrase, das seichte Halb- und kecke Besserwissen, die in der Politik zu Hause sind, hier vermieden werden.

Vor allem sollte die Ueberzeugung sich wieder mehr Bahn brechen und propagiert werden, daß ein großer Teil dessen, was man als Uebelstände empfindet, niemals durch Maßnahmen der Politik, das heißt der Gesetzgebung und Verwaltung, sondern nur aus eigener Kraft beseitigt werden können. Man sollte wieder mehr zu der Einsicht kommen, daß die „Weltverbesserung" vor allen Dingen immer nur aus einer Selbstverbesserung entspringen kann, daß intellektuelle und moralische Erziehung, Disziplinierung und Harmonisierung des eigenen Wesens im Grunde tausendmal wichtigere Dinge sind als die Gestaltung der Staats- und Verwaltungszustände.

Soweit aber soziale Bestrebungen eine politische Spitze haben müssen: das heißt wirklich irgend eine Neugestaltung in Gesetzgebung oder Verwaltung erheischen, wird man ihnen am besten dienen, wenn man durch Aufklärung, durch Beibringung von Beweismaterial seine Sache zu vertreten sucht. Nicht durch wüste Schimpfereien und patzige Drohungen. Denn da wir nun doch einmal unabänderlich von einer bestimmten Kaste regiert werden, so wird gerade in unserm öffentlichen Leben mit Machtmitteln am aller-

wenigsten zu erreichen sein: die sind vielmehr immer stärker bei den Regierenden. Vielmehr wird, da es sich im großen Ganzen um wohlwollende und einsichtige Leute handelt, die in der Regierung sitzen, die Ueberzeugung eine wichtigere Rolle spielen. (Das ist gewiß kein allgemein gültiger Satz; er gilt vielmehr nur für ein Land ohne Revolutionsabsichten und Revolutionstalente, mit fester, halbabsoluter Regierung.) Das Ideal scheint mir, dem wir in Preußen-Deutschland (solange die jetzige Konstellation herrscht) zustreben sollten, ist wieder etwas wie ein aufgeklärter Despotismus. Deshalb scheint mir aus praktischen Gründen eine aufklärende Arbeit für das öffentliche Leben von großem Nutzen zu sein.

Sie zu tun, haben wir aber auch, wenn ich das Wort gebrauchen darf, theoretische Interessen. Was ich im allgemeinen (in meinem einleitenden Aufsatze) über unsere Stellung zu der gesamten Kulturentwicklung sagte, das gilt natürlich im besonderen von der staatlichen oder gesellschaftlichen Kultur: daß in dem Maße gerade, wie sich uns die Ueberzeugung von der Unabänderlichkeit eines Prozesses aufdrängt, wir das lebhafte Bedürfnis empfinden, diesen in seiner Notwendigkeit wenigstens zu verstehen. So sollten auch unsere Interessen an der Politik weit mehr als bisher die Interessen des denkenden Zuschauers sein, wir sollten uns gedrungen fühlen, den Problemen, um die es sich dabei handelt und die der Politiker als Routinier löst, in ihrer tieferen Bedeutung, in ihrem sozialphilosophischen und historischem Sinne nachzugehen.

Und damit berühre ich die Frage, auf die ich in irgend einer Form doch eine Antwort geben muß: welche Stellung zur Politik denn im speziellen diese Zeitschrift, der Morgen, einzunehmen gewillt und berufen ist.

Nun, ich denke: ein gut Teil der Antwort liegt schon in meinen bis hierher gemachten Ausführungen. Der Morgen will nicht im vulgären Sinne eine politische Zeitschrift sein — etwa wie es die Nation war. Er wird sich nicht mit dem obligaten „Wochenartikel" in das parteipolitische Getriebe mengen. Er wird nicht jede beliebige Tagesfrage der Politik mit liebender Sorgfalt behandeln und sich und den Lesern einreden, daß sie sehr interessant und sehr wichtig sei (bloß, weil immer der unvermeidliche Wochenartikel gerade über sie sich auslassen muß). Sondern er wird versuchen, wie sich Zeit und Gelegenheit bieten, die wirklich bedeutsamen Erscheinungen des öffentlichen Lebens zu beleuchten. Er will versuchen, Distance zu den politischen Problemen zu gewinnen. Er will das öffentliche Leben perspektivisch betrachten.

Betrachten: er will nicht auf den Willen seiner Leser, auf ihre Entschließungen zur sofortigen Tat, sondern auf ihr Wissen wirken. Er will die Köpfe heller machen, sagte ich schon einmal. Und dazu ist (von dem Talent der Mitarbeiter abgesehen) vor allem eines vonnöten: daß er ohne Voreingenommenheit an die Untersuchungen der einzelnen Probleme herantritt.

Dazu gehört, daß er keinen bestimmten praktisch-politischen Standpunkt „vertritt". Denn wer das tut, für den gibt es in der Politik immer einige dogmatische Glaubenssätze, einige Axiome, die aber für uns nicht existieren dürfen, wollen wir wirklich aufklärend wirken. Für uns ist jede politische Ansicht, jede politische Forderung ein Problem; wie sie es für den Parteimann immer nur sind — wenn sie vom Gegner vertreten werden.

Die Demokratie ist ein Problem für den Konservativen, nicht für den Demokraten; der Sozialismus für den Freisinnigen, nicht für den Sozialisten; die Monarchie für den Republikaner, nicht für den Monarchisten und so fort. Wer die Köpfe heller machen will (nicht nur die Herzen wärmer), für den enthält jedes jener Worte, mag es für andere noch so sehr Axiom oder Dogma sein, ein Problem. Und eine seiner Hauptaufgaben wird er gerade darin erblicken, die in Schlagwörtern festgefrorenen Vorstellungen unter der Sonne der Begriffsanalyse zum Auftauen zu bringen.

Meines Wissens ist ein Versuch dieser Art, ohne jede parteiprogrammatische Bindung, wirklich „unparteiisch" die Vorgänge des politischen Lebens zu betrachten, in einer „populären" Zeitung oder Zeitschrift noch nicht unternommen.

Denn wo auch immer Unparteilichkeit reklamiert wurde: an irgend einer Stelle begann das politische Dogma doch: so nennen sich heute viele Blätter „unparteiisch", die entrüstet sein würden, wenn man an ihren gut monarchischen oder gut nationalen Gesinnungen zweifeln würde. Das ist dieselbe „Unparteilichkeit", wie sie etwa unsere Unterrichtsverwaltung oder so viele Vereinsvorstände vertreten, die immer stillschweigend sich den Satz hinzudenken: „aber natürlich, einen Sozialdemokraten können wir nicht brauchen." Es ist die Art von „Voraussetzungslosigkeit", mit der die Katholiken Wissenschaft treiben: freie Forschung, die jedoch vor bestimmten Dogmen haltzumachen hat.

Für den wirklich unparteiischen Beobachter gibt es auch im politischen Leben derartige „Selbstverständlichkeiten" nicht. Er betrachtet Monarchie und Nationalismus und Patriotismus genau ebenso als Probleme, wie Republik, Internationalismus und Vaterlandslosigkeit. Er analysiert sie und prüft sie auf ihren Sinn — er führt die Untersuchung kaltblütig bis zu dem Punkte, wo das persönliche Verhältnis des einzelnen einsetzt, das heißt eben die rein wissenschaftliche, rein analysierende, rein theoretische Behandlung des Problems aufhört und die Weltanschauung ihren willkürlichen Entscheid trifft.

Die politischen Drahtzieher, die natürlich auf ein bestimmtes Parteiprogramm berufsmäßig eingeschworen sein müssen, sind rasch bei der Hand, der Unparteilichkeit in politischen Fragen den Makel der Gesinnungslosigkeit anzuheften. Es ist das einer der beliebten Tricks, mit denen unsre Berufspolitiker heute arbeiten: was ihnen nicht in den Kram paßt, was vor allem den Betrieb ihres Handwerks zu stören droht, wird als intellektual oder moralisch minderwertig qualifiziert. Aber der tapfere Schwabe forcht' sich nit. Wir fürchten uns nicht vor den Bannstrahlen der politischen Leitartikler, wenn wir mit allem Nachdruck uns für politisch „parteilos" erklären. Gesinnungslos nennt man doch wohl einen Menschen, der überhaupt keine Werte anerkennt oder der in der Anerkennung von Werten ohne tiefere Gründe hin und her schwankt; einen Menschen, der überhaupt keinen festen „Standpunkt" hat, von dem aus er die Welt betrachtet und wertet. Der politisch Parteilose kann aber sehr sichere Lebenswerte haben, kann einen sehr dezidierten „Standpunkt" gegenüber den Problemen der Welt und des Lebens einnehmen und trotzdem (oder vielleicht gerade darum) die Ueberzeugung haben, daß im politischen Leben heute keine der bestehenden Richtungen eine tiefere Lebensberechtigung hat, ohne daß er darum in der Lage zu sein brauchte, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Vielleicht, daß es dieses Besser in Wirklichkeit gar nicht gibt. Vielleicht, daß es erst in einem viel späteren Stadium der Entwicklung erkannt werden kann.

Wie dem auch sein möge: das eine scheint mir festzustehen, daß sich für die Gebildeten im heutigen Deutschland nur eines schickt: die politischen Vorgänge so vorurteilslos als es den einzelnen möglich ist, als Zuschauer zu verfolgen. Aber doch zu verfolgen: dabei eben möchte ihnen der Morgen behülflich sein. Er möchte, um es mit einem Worte auszudrücken, zwar keine Politik treiben, aber doch so viel wie möglich politische Bildung gerade auch unter den Gebildeten verbreitenhelfen. Weil diese doch nun einmal einen wichtigen Bestandteil jeder Bildung ausmacht und weil doch einmal der Augenblick kommen kann, da man sie gebraucht: wenn man etwa aufgefordert wird, in Fragen der Kolonialpolitik öffentlich Stellung zu nehmen, oder wenn es (was niemand voraussehen kann) doch eines Tages zur Pflicht jedes Mannes würde, auf die Schanzen zu treten, weil wirklich ernste Fragen und Dinge auf dem Spiele stehen.

Was ich aber unter politischer Bildung verstehe, ist nach dem Gesagten deutlich; es ist nicht gleichbedeutend mit dem, was gemeinhin darunter verstanden wird. Ich meine: politische Bildung (wie sie unsere Zeit braucht) bestehe darin, alle Schlagwörter aufzulösen, alle Axiome als Probleme anzusehen, die Zusammenhänge zu durchschauen, auf denen unser öffentliches Leben beruht, und die Kräfte mit Sicherheit zu erkennen, von denen die staatliche Welt bewegt wird.

Ob es uns gelingen wird, von diesen schweren Aufgaben auch nur einen kleinen Teil zu lösen, muß die Zukunft lehren. Einstweilen galt es nur, einen geeigneten Ausgangspunkt für unsere Tätigkeit zu finden oder — wie ich auch sagen könnte — einen „Standpunkt" gegenüber den Problemen der Politik zu gewinnen, die also für uns — das ist das Ergebnis — nur als eines der vielen Objekte von Bedeutung ist, denen die kulturphilosophische Betrachtung sich zuwenden muß.

Die Schule für morgen.

Ein Brief an den Herausgeber von J. Tews.

Sie wünschen von mir einen Artikel über die Schule. Was soll ich Ihrem Blatte schreiben? Sie wollen der neuen Zeit dienen, dem Morgen und Uebermorgen vorarbeiten, der Zeit, die erst kommen soll. Die Schule steht aber auf dem Standpunkte von gestern und vorgestern. Sie hat mit dem Heute fast nichts und mit dem Morgen noch weniger zu tun.

Wie kommt das?

Wir reformieren doch unausgesetzt, die höhere Schule unter Beteiligung der höchsten Personen, die Volksschule auf andere Art. Warum sind alle diese Schulreformen ein Schlag ins Wasser? Weil unsere Schule ein Stück von uns selbst ist. Darum werden wir die alte Schule behalten, bis eine neue Zeit neue Menschen schafft.

Die Leute vom Fach reformieren auch, aber nach dem alten Grundsatze: „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß!" Der Philologe will von seiner Wissenschaft bis an das Ende seiner Tage leben. Alle Pädagogen wollen aus Altem, Liebgewordenem möglichst wenig heraus. Das ist menschlich. Es geht uns allen so. Nimmt oder erschwert man einem Menschen seinen bisherigen Beruf oder auch nur die besondere Form seiner Berufsausübung, so klagt er, man nehme ihm das Brot. Angestellte Lehrer oder Beamte

tun das natürlich nicht. Sie verteidigen die Trefflichkeit ihrer Art des Betriebes und ihre Berufsauffassung gegen die Neuerer mit andern Gründen. Sie selbst und ihre Fächer verlieren, wenn sie aus dem Zentrum in die Peripherie gedrängt, vom Thron auf einen bescheidenen Minister- oder Geheimratssessel gerückt werden.

Und die anderen Reformer? Sie verfahren meist wie die Revolutionäre dem absoluten Staate gegenüber. Sie möchten möglichst alles umstürzen, aber sie kommen mit leerer Hand, ohne Werkzeug. Was sie beseitigen wollen, würden sie, wenn es fehlte, mit aller Kraft fordern und verteidigen. In der Schulreformerei herrscht eine heillose Zersplitterung, weil die Erziehung so oft aus der Froschperspektive angesehen wird. In der gesamten Schulreform sind große und ganze Auffassungen verhältnismäßig selten. Nur wenige wissen, daß wir alle Erzieher sein müssen, wie Mutter Natur es gewollt hat, und daß damit die Schule nur eine Spezialaufgabe zu lösen hat, nämlich zu lehren, das methodische Lernen zu befruchten, den jungen Menschen „lernen zu lehren". Selbst die Voraussetzung jeder durchgreifenden Erziehung, ein inniges und festes Familienleben, wird heute fast für nebensächlich gehalten.

Wollen wir zu einer neuen Erziehung kommen, so dürfen wir die Kultur, deren Elemente die Schule übermittelt, nicht mehr als etwas außer uns Liegendes betrachten, nicht als das besondere Gut irgend einer Kaste, wie im alten Aegypten, sondern als unser täglich Brot. Geschieht das, so gewinnt auch die Schule eine Höhe und eine Größe, die sie als Trägerin mehr oder weniger exotischen Wissens nicht hat.

Eine Schule, die so aus dem ganzen Leben heraus aufgebaut ist, braucht selbstverständlich einen eigenen Verwaltungsapparat. Für sie genügt die Leitung im Nebenamte durch einen Kultusminister nicht. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die die Wertschätzung der Religion und der Kirche für einen überwundenen Standpunkt halten. Mich stört weder die eine noch die andere. Im Gegenteil, ich wünschte von beiden ein gut Stück überall im Leben zu finden. Aber von einer Ecke, von einer kleinen Provinz der Kultur aus das Ganze der Kulturübermittelung regieren zu wollen, ist etwa so weise, als wenn Oldenburg oder Mecklenburg dem Deutschen Reiche den Kaiser stellen wollten.

Wie die Verwaltung der Schule, so ist auch ihre Arbeitsform durchaus mittelalterlich, klösterlich. Der Unterricht selbst entlehnt seine Formen aus dem Mittelalter. Das Buch — ob es gedruckt oder geschrieben ist, macht keinen großen Unterschied — steht statt der lebendigen Dinge im Zentrum der Schule. Die Schule hat in jeder Beziehung das Klösterliche fast ängstlich beibehalten. Die Jugend wird Tag für Tag auf dem harten Marterholz der Schulbänke 5 bis 6 Stunden lang gefoltert. Und zu welchem Zweck? Vielfach um scholastische Spitzfindigkeiten zu lehren, die für die geistige Entwickelung noch weniger bedeuten als für das Leben, in dem der werdende Mensch einmal seinen Platz ausfüllen soll.

Von einer bloßen Verweltlichung des Unterrichts ist eine Besserung dieses Zustandes kaum zu erwarten. Denn wo die Kirche abrückt, rückt die Bureaukratie ein. Die Pädagogik hat mit der einen nicht mehr zu schaffen als mit der andern. Die eine erdrückt die Erziehung mit überkommenen Vorstellungen, die andere mit toten Formeln der Verwaltungspraxis. Die eine erlaubt teilweises Leben, die andere schüttet Lava über alles, was grünt.

Aber alles das ist so, weil die große Menge der Eltern, wozu auch die Begütertsten und Gebildetsten gehören, es so will. Weil eine Schule, die anders wäre, die

Größeres und Höheres wollte, nicht aufkommen würde neben der Schule, die die Jugend kirchlich erzieht und ihr Patente aushändigt, mit denen man Lebensstellungen und Berechtigungen erlangt.

Es ist mit Erziehung und Schule genau dasselbe wie mit Religion und Kirche. Lebte in uns ein anderes, tieferes religiöses Bedürfnis, so hätten wir auch eine andere Kirche. Hätten wir andere Auffassungen vom Leben, von der Bestimmung und vom Werte des Menschen, so würde auch die Schule anders sein. *Unsere Schulen sind wir*, wir mittelalterlichen, bureaukratischen, materiellen und äußerlichen Menschen! Die Götter sollen uns vom Himmel schicken, was nur unserm Fleiß und unserer Entsagung entspringen kann. Und von den Lehrern verlangen wir etwas, was wir, wenn sie es täten, gar nicht haben wollten.

Ich habe schon an anderer Stelle mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß *aller Fortschritt im Leben und Denken nicht bei der Jugend, sondern bei den Erwachsenen beginnen muß*. Jede Zeit kann lehrend und erziehend nur das geben, was sie hat. Ueber sich hinaus gelangt ein Volk nur durch große Momente in seiner Geschichte, die die Kräfte des einzelnen steigern, die das Kleine und Armselige zurückdrängen und für eine gewisse Zeit das Große zur vollen Herrschaft bringen. Erst nachdem Napoleon das morsche Preußen zerschlagen hatte, hörte man auf Fichte und rief nach Pestalozzi. Jetzt las Preußens Königin „Lienhard und Gertrud“; erschienen war das Buch bekanntlich schon 25 Jahre früher. Erst nachdem auf den Feldern bei Metz und Sedan der französische Ruhm zusammengebrochen war, schuf man jenseits der Vogesen ein nationales Schulwesen. Die österreichische Neuschule wurde bei Königgrätz geboren. Die Erziehung der Völker beginnt nicht bei der Jugend, sondern bei den Erwachsenen. Ihre Entartung, die Dekadenz, nimmt ebensowenig bei der Jugend ihren Anfang. In dem jungen Geschlechte setzt sich nur fort, was bei der im Leben stehenden Generation sich entwickelt hat. Reichtum und Müßiggang bei den Gewordenen kommen als wirtschaftliche, geistige und moralische Entartung bei der nächsten Generation zum Ausdruck. Wir sind die Lehrer und Erzieher des jungen Geschlechtes nicht durch das, was wir sagen und befehlen, sondern durch das, was wir sind und tun. Wer sich nicht entschließen kann, so zu leben, wie er wünscht, daß die Jugend, die er erzieht, mit und nach ihm lebe, soll sich nicht über Mißerfolge bei seinen Schülern und Kindern beklagen. Die Schwierigkeit des Erziehungsproblems liegt also nicht auf dem Gebiete der pädagogischen und didaktischen Methoden, sondern darin, daß jede Erziehung vorgelebt werden muß.

Sieht man das öffentliche Erziehungswesen so an, so kann man sich von den gewöhnlichen Reformvorschlägen nicht viel versprechen. Sollen unsere Kinder besser erzogen werden, so müssen wir herzhaft selbst ans Werk gehen, *in uns zunächst alles in Ordnung bringen* und dann — alles andere der Schule überlassen? Nein, uns mitten in die *Schule stellen*, neben den Lehrer, mit, vor und nach ihm an den Kindern arbeitend.

Die Erziehung muß der Schule gegenüber denselben Weg gehen wie die Religion der Kirche gegenüber. Der Mensch von heute und morgen will die religiöse Selbstverwaltung antreten. Er verlangt Selbstbestimmung und lehnt jede Bevormundung allein aus autoritativen Gründen ab. Der Priester wird ihm zum religiösen Forscher und Lehrer, zu dem Menschen, in dem das, was er selbst sucht, in potenzierter Kraft lebt und wirkt. So muß auch die ganze Menschheit die Pädagogik für sich reklamieren. Die Jugenderziehung läßt

sich noch weniger als die Pflege des religiösen Lebens auf einen Berufsstand abladen. Jeder bleibt verantwortlich für die ihm angehörenden jungen Menschenkinder. Aber er muß sich der Schule als des sozialen Organs der Erziehung, der Verkörperung des pädagogischen Gedankens bedienen.

Nur auf diesem Wege kann die Schule zu einer großen Angelegenheit des ganzen Volkes werden, zu einer Einrichtung, zu der man emporschaut, von der man etwas erwartet, was man für sich allein nicht erreichen kann, an der man aber auch selbst Tag für Tag mitarbeitet.

Der aufgeklärte Despotismus hat uns die Formel hinterlassen: Die Schulen sind Veranstaltungen des Staates. Das übersetzte damals und übersetzt heute die große Mehrzahl der Schulbeamten dahin, daß die Schule eine Domäne der Bureaukratie sei. Gewiß soll die Schule eine Veranstaltung des Staates sein und bleiben. Nur der Staat kann das große Gebäude tragen. Aber der Staat, den wir meinen, ist in diesem Falle die Summe von Lebensweisheit, die in eben diesem Staate nicht nur in den Köpfen einiger Staatsbeamten lebt und sich möglichst schroff gegen andere Einflüsse abschließt, sondern in allen Reifen, Vorauseilenden im Volke. Der Staat soll der Generalschulmeister, der große Erzieher bleiben. Unzweifelhaft. Aber nicht ein enger Kreis von Bureaukraten.

Unsere Schulen werden so gut sein, wie wir sie haben wollen, oder so gut, wie wir sind. Solange wir nur Anstalten wollen, die Berechtigungen und Patente geben, sollen wir keine Erziehungsschulen erwarten. Hören wir also endlich auf, über die Schule zu schelten: Auch wenn wir noch Dutzende von Schulreformvereinen gründen, das führt doch zu nichts. Sagen wir uns selbst, sagen wir allen Eltern, daß sie ihre Schuldigkeit tun, mit ihren Kindern leben, mit ihnen sprechen und lernen, draußen in Feld und Wald, im Berufe, wo es nur angeht, daß sie mit ihnen wandern in Regen und Sonnenschein, im Winterschnee und im Frühlingsgrün. Sagen wir den Eltern, was ihnen Rousseau sagte: „Wer seine Vaterpflicht nicht erfüllt, hat auch kein Recht, Vater zu werden. Weder Armut noch Arbeit, noch menschliche Rücksichten können ihn von der Pflicht, seine Kinder zu ernähren und selbst zu erziehen, entbinden." „Was tut jener reiche Mann, dieser so beschäftigte Familienvater, der da meint, er sei genötigt, seine Kinder zu vernachlässigen? Er bezahlt einen andern, um die Pflichten, die ihm lästig sind, zu übernehmen. Feile Seele: meinst du für dein Geld deinem Sohne einen andern Vater geben zu können?"

Dann wird es besser werden. Dann wird man uns auch von der Mitregierung in der Schule nicht ausschließen können.

Und sagen wir dem Staate, daß er den Eltern dabei helfen solle, ihren Kindern zu leben, daß er die Familie schützen müsse, daß er allen destruktiven Tendenzen nur begegnen könne, wenn er die Familie unter seinen Schutz nimmt. Aber nicht mit billigen Redensarten und negativen Gesetzen, wie Verbot der Kinderarbeit und Einschränkung der Frauenarbeit, sondern durch positive Leistungen, z. B. durch eine soziale Beamtenbesoldung und Arbeiterlöhnung, durch Erziehungsbeihilfen für alle wenig bemittelten Familien.

Die Schule von morgen muß die Schule des Volkes sein, die Schule, von der sich jeder Hochsinnige als ein lebendiges Glied fühlt, und die Lehrer und Lehrerinnen müssen Männer und Frauen sein, die auch den Besten unter uns im Wissen von der Welt in uns und um uns, im Können wie in den Kenntnissen und im Verständnis der Kindesnatur ein

gut Stück voraus sind und darum das, was wir vielfach nur fühlend und tastend verrichten können, mit sicherer Hand ausführen.

Aber diese Schule wird kein Reformer dem Volke schenken. Wir können sie uns nur selbst, mit eigenen Opfern, erbauen und erarbeiten. Erst in einem Volke, das sich in allen seinen Gliedern um die Jugenderziehung ernstlich müht, werden pädagogische Pfadfinder ein Echo und die nötige Gefolgschaft finden, um ihre Ideen zu verwirklichen.

Praktische Entwickelungslehre. Von Wilhelm Bölsche.

Svalöf.

In den Zwist der Meinungen über theoretische Entwicklungsmöglichkeiten hatte bekanntlich vor nunmehr nahezu fünfzig Jahren Charles Darwin (jenes Unikum damals eines Biologen, der von jener realpolitischen Unterströmung der Kartoffel- und Taubenzüchter wirklich auch einmal etwas vernommen hatte) seine Theorie der Selektion, der natürlichen Auslese der passendsten Abänderungen vor neuer Zweckforderung im geschichtlichen Lebensprozeß der Organismen, geworfen. Auf einem gewissen Gipfel dieser fünfzig Jahre und nachdem so und soviel Professionstheoretiker die Gegenerklärung abgegeben hatten, daß diese Selektion in jedem Betracht das Unmöglichste und Undenkbarste von der Welt sei, kam der vortreffliche Botaniker Hugo de Vries mit seiner sogenannten Mutationstheorie. Ein Teil der Selektionsgegner behauptete, daß mit ihr die Sache entschieden und die Darwinsche Selektionstheorie endgültig widerlegt sei. In Wahrheit ist auch die Mutationstheorie selber nur eine Selektionsuntertheorie.

Im Punkte Selektion selbst bleibt sie mit ganzem Nachdruck auf Darwins Boden. Der Kerngedanke der Darwinschen Selektion ist, daß die Tier- und Pflanzenarten keine unveränderlichen Größen sind, vielmehr im Verlaufe ihrer Fortpflanzung nach irgend einem Gesetz Varianten, Abänderungen bilden, und daß die äußeren Anforderungen jeweilig die brauchbarsten bestehen lassen und weiterzüchten, die unbrauchbaren aber ausmerzen. Dieses Bestehenlassen und Ausmerzen ist die Selektion. An diesem Gedanken rüttelt auch de Vries nirgendwo. Wie sollte er auch, — da er als echter Nachfolger Darwins ebenfalls von der Praxis der Gärtner in die Theorie kommt; die Gärtner aber wissen seit alters, was sie der Selektion danken; was liegt näher, als daß diese Selektion auch die historische Methode der Natur bei der Artfortbildung seit Jahrmillionen sei. Was für ein Gesetz die Variantenbildung, *aus* der die Selektion wählt, *selbst* beherrsche, bleibt bei Darwin offen. Und de Vries läßt es ebenfalls offen. Bringt die Veränderung der äußeren Bedingungen, also in gewissem Sinne der neue Zweck selbst, eine Verstärkung des Variierens hervor, kommt also die Pflanze der neuen Selektion durch größeres Material jedesmal entgegen? Das lassen beide Forscher offen. Kommen die Varianten vielleicht schon einseitig dem Zweck selbst entgegen? Das verneinen beide, und sie müssen es, denn in diesem Falle würde die Selektion überflüssig und brauchte gar nicht ins Spiel gebracht zu werden. Auf alle Fälle aber geben beide Forscher zu, daß jenes Gesetz hinter dem Variantenwerfen erst noch zu entdecken ist und sie lassen damit

einen ungeheuren Spielraum, auf den sich neue Theorien bauen mögen, ohne daß doch die Selektion selbst irgendwie dabei angetastet wird.

Und nur in einem Punkte geht de Vries über Darwin wirklich hinaus. Darwin hatte von Anfang an zwei Sorten jener Varianten unterschieden, die sich der Selektion auf Grund beständiger Veränderlichkeit der Arten als Material darbieten. Erstens gewisse Plus- und Minusvarianten einzelner Artcharaktere bei den Tieren und Pflanzen. Zweitens gewisse starke Varianten, die sofort das ganze Artbild von Grund aus erschütterten. Er meinte nun, daß durch fortschreitende Selektion auch jene kleinen Teilvarianten allmählich vergrößert, dauernd zur Vererbung gebracht und endlich durch lang fortgesetzte Summierung zu entscheidenden und dauerhaften Artumbildungen im ganzen heraufgeführt würden. Ja, in ihnen sah er geradezu das Hauptmaterial. Jene bereits im Artsinne von Anfang an fertigen Varianten dagegen rechnete er zwar auch zum Selektionsmaterial, hielt sie aber für die Ausnahme.

De Vries vertritt dem gegenüber den Standpunkt, daß diese zweite Form des Variierens, bei der die Variante sogleich eine fundamentale Artänderung bedeutet, außerordentlich viel häufiger sei, als Darwin vermutete; und daß sie, als sofort durch Vererbung konstant, das eigentliche Material der Selektion in Wahrheit sei, bei dem einfach die passenden Neuarten begünstigt, die minderwertigeren ausgemerzt würden. Diese Artvarianten nennt de Vries Mutationen. Von jenen auf Teile beschränkten Plus- und Minusvarianten dagegen bestreitet er, daß sie jemals in wirkliche Neuarten übergeführt werden könnten auch mit noch so viel Selektion.

Es ist klar, daß die Mutationstheorie unser Interesse noch verstärken muß gegenüber jener unbekannten Ursache des Variierens überhaupt, zumal da es de Vries wahrscheinlich dünkt, daß jenes große und entscheidende Variieren, das er „Mutieren" nennt, wirklich periodisch (in sogenannten „Mutationsperioden") lebhafter auftritt. Es ist auch klar, daß sie die geschichtlichen Umwandlungsprozesse abkürzt, indem sie die Variationssprünge (ein Sprung ist notabene in jeder, auch der winzigsten jener Darwinschen Plus-Minusvarianten!) größer macht, — wenn auch in ihr wiederum hier lange nicht liegt, was antidarwinistische Theoretiker hineinsehen wollen: nämlich eine Möglichkeit, etwa gleich von einem fertigen Fisch zu einem fertigen Molch zu springen; für so riesige Mutationen gibt de Vries' besonnen gesichtetes Material nirgendwo den geringsten Anhalt. Für die Selektion vereinfacht sie endlich den Prozeß. Statt daß diese Selektion in langer Folge immer wieder im kleinen säubern muß, braucht sie jetzt nur im großen auszumerzen. Negativ ist die Selektion zunächst immer gewesen. Auch bei Darwin. Ihr eigenes Werk bei dem Prozeß war immer nur Reinkultur durch Säuberung, und in diesem Sinne dann erst positive Arbeit in zweiter, indirekter Linie. Neu geschaffen hat sie auch bei Darwin nie. Aber es ist eine logische Besserung bei de Vries (falls er geschichtlich recht hat in seiner Deutung des Art-Umbildungsprozesses), daß diese negative Rolle der Selektion noch einfacher bei ihm in den Linien des ganzen Bildes heraustritt. Gleichwohl haben seine Ansichten theoretisch auch Gegner gefunden, und der Kampf wogt. Kann man lesen und hören, daß Darwins Auffassungen heute hier wie überall im Sterben lägen, so hört und liest man ebenso von dem jähen Bankerott schon wieder des Mutationsprinzips. Haben die einen es bejubelt, weil es aus der Selektion herausführe, so gibt es

auch schon einen Kreis, der es abweist, weil es wieder hineinführe. Erwartet der eine von de Vries die Restitution des unmittelbaren Fingers Gottes, der (versteckt in jener unbekannten Ursache der Mutation) neue Arten aus dem „Nichts", d. h. ohne Kausalzusammenhang, schaffe, — so leugnet der andere schlechtweg jede wirkliche Beobachtung auch nur der kleinsten Mutation und widerlegt, um Darwin zu halten, de Vries weit über das hinaus, was Darwin selber zur Sache längst zugegeben, nämlich daß es mindestens auch Mutationen gebe.

Soviel zur Charakteristik der Theorie. Nun aber wieder aus der selbsttätig weiterlaufenden Praxis ein Gegenbild.

Im Jahre 1886 konstituierte sich in einem Dörfchen der schwedischen Provinz Schonen, Svalöf (sprich Swalöw), der „Südschwedische Verein zur Züchtung und Veredlung von Saatgut". Er ging hervor aus dem durchaus praktischen Bedürfnis, die seit längerer Zeit eingeführten, ziemlich planlos weiter kultivierten und vielfach rasch heruntergekommenen Varietäten unserer Getreide- und Futterpflanzen einer systematischen Durchprüfung und Aufbesserung zu unterwerfen. Binnen kurzem zeigten sich die ausgesprochensten Erfolge. Zuerst wurde die ganze schwedische Landwirtschaft aufmerksam. Der engere Verein erhob sich im Laufe weniger Jahre zu einem allgemein schwedischen. Er nannte sich „Aussaatverein für Schweden", saugte ein Konkurrenzunternehmen auf und erweckte, obwohl nach wie vor privater Natur, so sehr auch die Teilnahme des Staates, daß er seit 1891 15 000 Kronen jährlicher Subvention und seither noch weit mehr erhält. Inzwischen war auch die Reaktion auf das Ausland eine wachsend bedeutende geworden. Der Export nahm zu. Gegenwärtig beginnt eine ernsthafte Epoche des Wettbewerbs der schwedischen Landwirtschaft mit der deutschen. Niemand kann sich mehr dem Eindruck verschließen, daß Svalöf geradezu revolutionär im besten Sinne wirkt. In das Inventar des Getreide- und Nutzpflanzenbaues kommt von dort in rascher Folge jetzt eine neue Sorte nach der anderen, wunderbar glückliche und fast ganz feste Varianten unserer wichtigsten Nährpflanzen, die ein ganzes Programm von Wünschen genau erfüllen. Die einen entsprechen besonderem Klima besser, die anderen geben größere Körner, noch andere erweisen sich unempfindlicher gegen Krankheiten wie den Rost.

Diese letzteren Resultate zeigten sich wesentlich seit Anfang der neunziger Jahre. Von diesem Termin ab begann Svalöf mit einer Promptheit zu arbeiten, die alle Welt verblüffte, die noch nie dagewesen war. Wenn Svalöf das Monopol auf seine von damals ab zielgerecht verwandten Methoden behielte, so wäre nicht abzusehen, was für immense Kapitalien sich dort ansammeln müßten. Das wird natürlich nicht in der Weise der Fall sein, denn es handelt sich zwar um eine außerordentliche Höhe von Exaktheit und Uebung zurzeit dort, aber nicht um Geheimmethoden, die nicht auf die Dauer auch anderswo nachgemacht werden könnten. Zweifellos aber sind es nicht auszurechnende Kapitalien für die gesamte Kulturmenschheit, die bei der Methode im ganzen gewonnen werden müssen. Svalöf wird einen unsterblichen Namen behalten in der Praxis der Kulturgeschichte.

Und worauf beruht das alles? Die Ergebnisse von Svalöf wurden vom ersten Tage des Bestehens dieses Instituts an gewonnen durch Selektion, — wie Selektion ja eben seit alters die unantastbare Grundlage aller künstlichen Zuchtmethoden und Zuchterfolge

unserer Gärtnereien ist. Bis zum Jahre 1890 wurde aber (wenn auch im größten Stil) bei dieser Selektion bloß jene ebenfalls schon althergebrachte praktische Methode zugrunde gelegt, aus der Darwin einst seine engere, oben skizzierte Steigerungs-Variantentheorie abgeleitet hatte. Von diesem Jahre ab aber stellte ein neuer genialer Praktiker als Leiter der Anstalt, Dr. Hjalmar Nilsson, die ganze Selektionsarbeit dort in den Dienst einer neuen Praxis, die, theoretisch ausgedrückt, nur mit der Lehre des de Vries über die unmittelbaren fertigen Mutationsvarianten, also der Mutationstheorie, in Beziehung gesetzt werden kann. Die enormen praktischen Erfolge von Svalöf sind bereits seit nunmehr rund anderthalb Jahrzehnten praktische Mutationserfolge!

Es ist dabei lehrreich, wie Svalöf zur wissenschaftlichen „Theorie" überhaupt steht. Die privaten Gründer der Anstalt waren Geschäftsleute. Sie gingen von einem Geschäftsbedürfnis aus. Ihnen fehlte jede Absicht oder, wenn man es hochfliegend ausdrücken will, jeder Idealismus, eine „wissenschaftliche" Station zu gründen. In einer Weise, die sogar nicht als die Regel betrachtet werden kann, schlossen sie „wissenschaftliche Untersuchungen und Unterricht" ausdrücklich von ihrem Programm aus. Hugo de Vries, dem ich diese und andere Daten entnehme, schließt an diese Tatsache die gewiß charakteristische Bemerkung: „Diese Vorschrift hat man bis jetzt genau beachtet, und es scheint mir kaum gewagt, zu behaupten, daß die Bedeutung der gesammelten Erfahrungen auch für die reine Wissenschaft dadurch wesentlich gesteigert worden ist. Denn diese Erfahrungen stehen jetzt klar und ungetrübt von theoretischen Voraussetzungen vor uns und bilden ein Ganzes, mit welchem jede Theorie von der Entstehung der Arten in der Zukunft in erster Linie zu rechnen haben wird."

Die beiden praktischen Methoden, die in Svalöf zur Konkurrenz und schließlich zur Entscheidung kamen, lassen sich etwa an folgendem Beispiel kurz illustrieren.

Es bestehe etwa ein Bedürfnis in der Landwirtschaft, von einer unserer Getreidesorten eine feste Saatrasse zu erhalten, die etwas stärkere Körner trägt. Ich stelle nun fest, daß es in der Natur ein Variieren bei dieser Getreidesorte in der Tat gibt, das sich in einem Schwanken der Körnergröße äußert. Dieses Variieren suche ich nun für Selektion zu benutzen. Ich siebe zunächst etwa eine ganze Körnerernte auf ihre Größe durch, wähle alle größeren Körner so aus und bringe sie zur Aussaat, in der Hoffnung, bei der nächsten Saat schon viel mehr große Körner zu haben. Mit den nächsten Ernten verfahre ich ebenso. Meine Hoffnung ist, daß ich auf diese Weise endlich eine Getreiderasse erhalte, die nur mehr großkörnige Nachkommen erzeugt. Und ferner auch, daß ich durch immer sorgsamere Auslese auch die Körnergröße selbst noch immer mehr steigern kann. Das ist jetzt ungefähr die alte Methode, bei der einst Darwin anknüpfte. Kleine Plusvarianten sollen in Reinkultur gebracht, allmählich erblich gemacht und immer mehr gesteigert werden. Diese Methode gab und gibt unzweifelhafte Resultate. Aber es liegt in diesen Resultaten von jeher eine seltsame Unregelmäßigkeit, etwas Unberechenbares mit vielfachem unbegreiflichen Versagen neben überraschenden Treffern, die allmählich zu der Skepsis führten, als müsse in ihr ein Fehler sein oder besser: noch ein unbekannter Faktor, der sie bald wirklich begünstigte, bald absolut lähmte. So auch die Ansicht in Svalöf um 1890.

Nun die zweite Methode. Ich durchsuche planmäßig eine ungeheure Masse von Individuen meiner Getreideart. Ich achte, ob ich nicht auf ein einziges solches Individuum stoße, das in auffälligster Weise ganz beträchtlich viel größere Körner zeigt und auch sonst in zusammenhängenden Merkmalen von den anderen offensichtlich abweicht. Führt mir langes, systematisches Suchen ein einzelnes Individuum dieser Art, das mir verdächtig scheint, meinem Ideal nahe zu kommen, wirklich zu, so bringe ich bloß *seine* Nachkommenschaft *völlig isoliert* zur Weiterzucht. Es zeigt sich aber, daß im rechten Falle diese gehüteten Nachkommen in fester Vererbung sogleich sämtlich die großen Körner weiterführen, — so konstant, daß gar keine weitere Selektion, sondern nur einfache *reine* Weiterzucht hinfort nötig ist, um das herrlichste Resultat zu liefern. Natürlich dauert das eine Weile, da ich nur mit einem Individuum beginne. Immerhin lehrt die Erfahrung, daß mit den Nachkommen eines einzigen Individuums in sieben Jahren 75 Hektare bevölkert werden können, — in meinem Falle also wesentlich mit lauter großkörniger Rasse. Das Wunderbarere aber, was die Erfahrung *noch* lehrt, ist folgendes dabei. Mein Suchen nach solchen sofort brauchbaren Individuen mit sofort konstanter Vererbung hat in unzähligen Fällen wirklich Erfolg. Denn die meisten gerade unserer Nutzpflanzen bestehen nicht aus festen Arten mit Individuen bloß mit Plus- und Minusvarianten der sonst gleichen Merkmale. Sondern jede Art zerfällt bereits genau besehen in so und soviel ganz konstante Unterarten, von denen bald da, bald dort ein Individuum auftaucht. Diese Unterarten vertreten aber eine Fülle fertiger Neumerkmale, die ich eventuell gebrauchen kann. Die eine ist von Prinzip großkörnig, die andere mehr wetterhart, die dritte seuchenfester. Ich brauche nur unter genügendem Material planmäßig und ausdauernd zu suchen. Es ist, als habe die Natur für tausend Eventualitäten sogleich festes Material ausgestreut, das bloß auf Selektion (in diesem Fall meine) wartet. Aber ich beobachte noch etwas. Solche Unterarten mit festem Neubau und augenblicklicher Vererbungskonstanz sind nicht nur hier *gegeben*. Sie *entstehen* auch noch unter meinen Augen neu, ganz jäh und sofort fertig. Beispiel: ich kultiviere ein solches großkörniges Individuum, in dem ich den Vertreter einer mir gerade richtig liegenden Unterart glücklich entdeckt habe, weiter in so und soviel Generationen hinein. Zunächst wiederholte sich, als Probe, daß ich wirklich eine echte Unterart und nicht bloß eine Plusvariante gefaßt habe, treu der Status quo. Aber plötzlich etwas Neues. Ein Individuum ist abermals spontan total anders in einer der Generationen. Oft kann das nur Resultat einer doch nicht abgewehrten fremden Kreuzung sein. Aber nicht immer ist es so. Es gibt solche Neuänderungen auch ganz aus sich. Und nun die Möglichkeit einer großen Glücksteigerung. Bei solchen Neuänderungen treten *auch* Treffer ein, die das Gesuchte nochmals weitertreiben. Also hier etwa ein Individuum mit nochmals doppelt so starken Körnern. Das hege ich natürlich für neue Selektion, für reine Einzelnachkommenschaft. Und bin noch eine Stufe weiter.

Diese zweite Methode war es, auf die Hjalmar Nilsson durch einen Zufall praktisch geriet. Ihr verdankt Svalöf seine entscheidenden Welterfolge! Wer aber sieht nicht: die Praxis hat hier die „Mutation" entdeckt. Jene Unterarten sind ältere, schon vorhandene Mutationen unserer Nutzpflanzen. Diese Neuarten sind das Ergebnis einer gerade hier auch jetzt noch fortdauernden Mutation. Wo jene andere, ältere Methode

Erfolg hatte, war ihr geheimer Helfer stets eine solche mit unterlaufende und endlich rein herausgearbeitete Glücksmutation, — wo sie versagt hatte, fehlte eben diese Mutation. Die alte Methode glückte etwa in dem Körnerbeispiel überall da, wo eine echte großkörnige Mutation dabei war und durch die immer erneute Selektion in ihren direkten Nachkommen endlich rein herausgesiebt wurde. Wieviel einfacher hätte man die Sache aber haben können, wenn man von Anfang an sein Augenmerk auf diese Mutation als Stammpflanze der ganzen Zucht richtete!

Die Anstalt Svalöf treibt keine „Wissenschaft", sondern sie will praktisch helfen. Was Herr Burbank in Amerika für ein religiöses Glaubensbekenntnis hat, weiß ich nicht, aber er will Geschäfte machen. Es ist die alte Geschichte. Die Weisen von Salamanka bewiesen aus astronomischen, physikalischen und besonders auch religiösen Gründen, daß man nicht um die Erde unten herumsegeln könne. Kolumbus, der vor ziemlich grober Begier brannte, die Goldländer rascher zu erreichen, segelte praktisch über den Atlantischen Ozean. Es mögen einem Stimmungen kommen, wo man sich die Welt nicht von so derben Fäusten der Realbedürfnisse dauernd dirigiert wünschen möchte. Aber wie ich meinen Vater da so hübsch alles in Theorie auflösen hörte, als sitze er daheim bei seiner Pfeife und blase den blauen Dampf vergnüglich vor sich hin — eine blaue Wolke die Affenabstammung — eine die Selektion — eine die Tierseele — eine die ganze moderne Weltanschauung — seht nur, da verziehen sie sich schon wieder und aus dem Riß tritt sieghaft die höchste Instanz, der Fels, um den die Wellen schäumen, unsere Kirche, — — da fühlte ich doch den stillen Segen der Realität. Essen müßt ihr zuletzt doch auch alle. Wenn es der botanischen Praxis glückt, euch die Getreidekörner dicker und das Brot billiger zu machen, so werdet ihr davon profitieren und nicht dagegen protestieren, ob ihr nun dieses oder jenes Glaubensbekenntnis habt. Mit der Praxis kriecht euch aber dann doch wieder die böse neue Theorie ins Haus wie der Kobold, der hinten im Faß saß, — da hilft nun nichts und es hängt ewig eins am anderen. Als Kolumbus aus Goldhunger Amerika entdeckt hatte, da rektifizierten sie bei der „höchsten Instanz" doch ihre Gedanken dahin, daß es auch religiös so sein dürfe.

Alexander Ritters Lied.

Von S. von Hausegger.

Mit der Elle gemessen, nehmen die etwa 60 Lieder, welche Ritter geschaffen, keinen zu großen Raum in der modernen Lyrik ein. Um so mehr Beachtung verdienen sie aber der Art nach. Ritter bewegte sich auf diesem Gebiete fast von Anfang an mit einer Sicherheit, welche den geborenen Lyriker verrät. Es ist unleugbar, daß diese Sicherheit wesentlich durch das Vorbild des Liszt'schen Liedstiles unterstützt wurde; aber Ritter baute weiter und gelangte zu selbständigen Ergebnissen. Liszts Lied begnügt sich nicht damit, die allgemeine Stimmung eines Gedichts zum Ausdruck zu bringen, sondern paßt sich auch formal der Architektur desselben vollkommen an. Die Deklamation ist so eindrucksvoll und den Wendungen der Dichtung folgend, wie sie eben nur einem Künstler von den glänzenden Geistesgaben eines Liszt gelingen konnte. Doch war es ihm als Nichtdeutschem verwehrt, der Sprache die letzten Feinheiten abzulauschen. Gerade dort, wo

an Stelle des bewußten Durchdringens durch den in höchster Kultur geschärften Verstand das naive Mitempfinden aus den unbewußt in uns schlummernden Schöpferkräften der Muttersprache heraustreten sollte, machte Liszt naturgemäß Halt. Hier aber ging Ritter einen Schritt weiter. Seine Deklamation ist nicht eine *Uebertragung* der Dichtung in Musik, sondern es scheint, als ob durch sie erst die latente Melodie der Dichtung ihre Gestalt gefunden hätte. Das Prinzip des Aufbaues aber, nach dem Ritter seine Lieder schuf, stellt eine letzte Konsequenz dar, über die nicht mehr hinausgegangen werden kann. Ritter gesteht dem Musiker als solchem auch nicht das kleinste Recht zu, sofern dieser es nicht aus der Dichtung herleiten kann. Er stellt sich so ganz in den Dienst des Dichters und verzichtet strikte auf jedes musikalische Sondergelüste. Deshalb sind seine Lieder niemals eine musikalische Erweiterung oder Verbreiterung des Gedichtes, sondern nichts anderes als die Dichtung selbst, durch die Musik zu höchster Intensität des Ausdrucks gesteigert. Dieses sich Unterordnen führt Ritter aber nicht zum Aufgeben subjektiven Empfindungseindruckes, sondern ermöglicht ihm erst recht, dem Liede den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken. Denn wie die latente Melodie der Dichtung *seinem* Ohre geklungen hat, so tönt sie im Liede wieder. Da seine Musik nie selbstherrlich auftritt, sondern die innigste Verbindung mit der Dichtung eingeht, scheint es fast, als wären Dichter und Komponist eins. Ebenso würde man fehlgehen, etwa Ritters Lieder als rezitativische Gesänge anzusehen. So wenig ein gutes Gedicht lediglich eine deklamatorische Aneinanderreihung einzelner Sätze ist, sondern ein organisches Ganze darstellt, so wenig wird ein solcher Vorwurf seine Lieder treffen. Bei allem blitzschnellen sich Anschmiegen an die einzelnen Wendungen der Dichtung ist der einheitliche Zug immer gewahrt. Die Grundstimmung ist so intensiv nachempfunden und so beherrschend, daß alle Einzelheiten ungezwungen sich aus ihr zu ergeben scheinen. Intuitives Erfassen des Gefühlsinhaltes und Vermeidung jeder musikalischen Abschweifung bedingen die kurze Geschlossenheit des Ritterschen Liedes. Auch in der Begleitung spielt ihm der absolute Musiker niemals einen Streich; sie ist reich, an entscheidenden Momenten tritt sie bedeutungsvoll ergänzend vor, aber das Melos des Liedes liegt immer in der Singstimme, aus ihr allein ergeben sich alle harmonischen und rhythmischen Veränderungen der Begleitung. Zwischenspiele finden sich nur da, wo der Dichter gleichsam einen Gedankenstrich setzt, Nachspiele fehlen fast vollständig; ja in manchen der späteren Lieder entwickelt sich zu einer Art Eigenheit, daß der Schluß des Gesanges und der Begleitung zusammenfallen, selbst da, wo der Musiker vielleicht das Verlangen nach Bekräftigung des Schlusses durch ein oder zwei Takte Nachspiel empfindet. Was Ritter auf anderem Gebiete zur direkt und oft absichtsvoll betonten ethischen Tendenz führt, befähigt ihn im Liede, die Pointe auf das eindrucksvollste zu unterstreichen. Niemals gibt er sich ziellos einem allgemeinen Gefühlsüberschwange hin, sondern stets faßt er den Grundgedanken der Dichtung fest ins Auge, ihn plastisch zu gestalten. Und das alles geschieht mit den einfachsten Mitteln lediglich durch die Prägnanz des Ausdrucks. Bei aller blühenden Melodik, bei aller Langatmigkeit mancher Linien des Gesanges wird man, sicher in den späteren Liedern, vergeblich nach einem Takt lediglicher Musikmacherei suchen. Es muß bis zu gewissem Grade jedem unbenommen bleiben, durch die Art der in den Liedern laut werdenden Empfindungen angezogen oder fremdartig berührt zu werden; allein die Erkenntnis, hier dem strengsten

und konsequentesten Stile des modernen Liedes gegenüberzustehen, wird sich niemand verschließen dürfen. Noch ist der Beginn unserer neuzeitlichen Musikepoche in zu großer Nähe, als daß man von der Allgemeinheit ein objektives Urteil verlangen dürfte. Der künftige Historiker aber würde sich einer Geschichtsfälschung schuldig machen, wenn er es unterlassen würde, Ritter den ihm gebührenden Platz als Führer in das Neuland der Lyrik neben Liszt, Cornelius, Wolf oder Strauß anzuweisen.

Freilich zur Popularität haben Ritters Lieder es bis jetzt noch nicht gebracht. Die Mode war nicht ihre Fürsprecherin. Auch lenkten die beiden Riesen Wagner und Liszt so aller Blicke auf sich, daß weniger gewaltige Erscheinungen übersehen wurden; auch Cornelius, dem es erst jetzt durchzudringen gelang, mußte darunter leiden. Was Ritters Liedern die Popularität versagte, liegt aber auch in dem Umstande begründet, daß ein großer Teil unseres Konzertpublikums sich mit dem oberflächlichen Wohlgefallen an den klanglichen Reizen der Musik begnügt. Ritter will, ganz im Gegensatz hierzu, durch die Musik die Dichtung zu eindrucksvollster Gestaltung gelangen lassen. Im musikalischen Eindruck sich die Tiefen einer Dichtung erschließen zu lassen, ist jedoch nicht Sache des Durchschnittshörers; in seinem Gedächtnis bleibt der dichterische Gedankengang eines Liedes kaum in seinen gröbsten Umrissen haften, indes er die dazugehörige Melodie vor sich hinträllert. Ernste Künstler unter den Liedersängern versuchen, hierin segensreiche Wandlung zu schaffen; es ist zu hoffen, daß diese auch Ritters Liedern zustatten kommen wird.

Seine erste Vokalkomposition, die Ballade „Belsazar" von Heine, verrät schon den Vorzug großer Knappheit und sinngemäßer Deklamation; doch ist der Ausdruck noch etwas unfrei, auch ist die Musik nicht ganz aus der Dichtung geboren, sondern wandelt ab und zu eigene Wege. Von den nächsten Liedern, „Gute Nacht" (B. Paoli), „Wie sehr ich dein" (Lenau), „Erklärung" (Heine), erbringt das letztere, wie wir gesehen haben, den vollgültigen Beweis für Ritters lyrischen Beruf. Kam aber diesem lyrischen Ergusse der Sturm und Drang der Entstehungszeit zustatten, so ist es verständlich, mit welcher Reife in „Zweierlei Vögel", „Kranich", „Maid der Sehnsucht" und „Welke Rose" (alle vier nach Lenau) der Charakter der Dichtung getroffen ist. Das breite Hervorheben der Pointe in „Zweierlei Vögel" beglaubigt Ritters Handschrift; in „Maid der Sehnsucht" und „Kranich" fesselt das tiefe Erfassen der Grundstimmung, die beispielsweise im letzteren schon durch die ersten Takte der Begleitung hergestellt ist; doch besitzen beide Lieder in ihren bewegten Teilen noch nicht die spätere Knappheit, indes die „Welke Rose" stilistisch wie inhaltlich am höchsten steht. Ihnen folgen der anmutige „Frühlingsbote" (Lenau) — leider nie veröffentlicht — und „März" (Ad. Stern). Diese in den sechziger Jahren entstandenen Lieder bilden das Vorspiel zu zwei zyklischen Werken, den „Schlichten Weisen" und den „Liebesnächten", in denen Ritter die volle Höhe seines Schaffens erklommen hat. Der stoffliche Gegensatz der Zyklen gab ihm Anlaß, das Ausdrucksgebiet nach zwei verschiedenen Seiten zu erweitern, nach der anmutig zarten und nach der fast dramatisch leidenschaftlichen. Die „Schlichten Weisen" (Felix Dahn) sind in ihrer feinen, durchsichtigen Linienführung voll schalkhaften Humors und rührender Sinnigkeit. Die „Liebesnächte" sind elf Hymnen nach verschiedenen Dichtern, bald Einzel-, bald Zwiegespräche von Mann und Weib. Die Dichter sind Lenau, Rückert, Ad. Stern, Eichendorff, A. v. Leutwein, Alex und Carl

Ritter. Das Werk leitet ein breit dahinströmendes Vorspiel ein. „Endlich allein“ ringt sich der Jubel auf aus der Brust der Liebenden; sie begrüßen die Nacht, in deren Zauber sie die Welt vergessen, nur von dem einen Gefühle durchdrungen, „Wie sehr ich dein“. In ihm verglühen zu dürfen, ist ihr sehnender Wunsch. Frau Minne rufen sie an, treue Liebeswacht zu halten. In der Geliebten Bild scheint dem Manne alles Sein, Gott und Welt zusammenzufließen. Nicht daß sie sich mit den Armen umschließen, kann ihnen genügen, auch ihre Geister mögen in einer Flamme emporlodern. Wortloses, seliges sich Auflösen und Entrücktwerden ist die Grundstimmung des nun folgenden Zwischenspieles, das zum Schlußgesang überleitet. Ein Ton sind die beiden im schönen Liede Gottes. Die von Ritter gewählte feinsinnige Reihenfolge der Dichtungen stellt nicht nur eine geschlossene Entwicklung, sondern auch eine stetige Steigerung dar, die besonders von der Anrufung Frau Minnes an bis zum Schluß zwingend mit sich fortreißt. Das tiefernste Zwischenspiel zumal hebt das Ganze weit über die Bedeutung eines gewöhnlichen Liebesduettes hinaus. Oft nimmt der Ausdruck der Liebesleidenschaft einen Zug fast religiöser Begeisterung an. Der einheitliche Grundton des Werkes ist strenge gewahrt, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß beispielsweise ein Lenau den Komponisten noch tiefere Töne finden läßt als ein Rückert. Im scharfen Gegensatze zum kraftvoll freudigen Schwung der „Liebesnächte“ stehen die „Möwe“ (Rich. Pohl) und das „Trostlied“ (C. Altmann), beide von schmerzlichem Ernst erfüllt. An der Spitze der in den achtziger Jahren geschaffenen Lieder bietet sich uns ein Beispiel größter und dabei eindrucksvollster Einfachheit „Nie zurück“ (Lenau), indes das „Gebet“ (Hebbel) ein äußerst schwungvoller Hymnus ist. „Liebesjubel“ (Rich. Pohl), „Meine Rose“ (Lenau) und „Die Wundervolle“ (Dahn) sind drei Liebeslieder voll heißer Leidenschaft und inniger Schwärmerei. „Ich weil' in tiefer Einsamkeit“ (Cornelius) stellt in seiner breiten Anlage und konzentrierten Stimmung einen der schönsten Gesänge Ritters dar; „Das Flüchtige“ (Dahn), sowie die anmutigen „Fragen“ verlegen den Ausdruck ausschließlich auf die Singstimme, während die Begleitung vollkommen zurücktritt. „Ich möcht' ein Lied dir weih'n“ und „In Lust und Schmerzen“ (beide nach Cornelius) sind gleich dem einige Jahre später entstandenen „Keine gleicht von allen Schönen“ (Byron) mehr äußerem Anlaß entsprungen und liegen abseits vom Wege; auch „Treue“ (Cornelius), so entsprechend es konzipiert ist, wäre nicht unter den charakteristischen Liedern zu nennen. Zu diesen gehören aber wieder „Sternenewig“ (Dahn), „Im Alter“ (Rückert) und „Verschlungene Wurzeln“ (Cornelius). Ueber dem Rückertschen Liede liegt der Schimmer wehmütiger Erinnerung; meisterhaft gehen Dichtung und Musik ineinander, besonders fesselnd in der deklamatorischen Behandlung des ersten Teils. Die „Verschlungenen Wurzeln“ konnten in dieser eigentümlichen Verbindung von Melos und Deklamation kaum einem wie Ritter gelingen. „Buntes Treiben, wirre Welt“ und „Mit einem Strauß“ (beide nach Cornelius), in den neunziger Jahren entstanden, bekunden, wie es Ritter bei aller Leidenschaft seines Wesens am wohlsten wird, wenn er diese in den Dienst der Erkenntnis stellen kann. Ihnen folgt das schalkhafte „Nimm's mit“ (Cornelius). Den in sich versenkten und doch von ungebrochener Kraft und fast jugendlichem Feuer zeugenden Stimmungen der letzten Jahre geben die beiden auf Lenausche Texte komponierten Lieder ergreifenden Ausdruck, „Heimatklang“ und „Mahnung“. Wer Ritters Eigenart, die

Mischung von Herbheit, Leidenschaft und Glaubensinnigkeit kennen lernen will, nehme das Liederpaar „Primula Veris“ zur Hand. „An die Mutter“ richtet er im nächsten, von J. E. Rothenbach gedichteten Liede Töne heißen Dankes; ein Anklang an die schlichten Weisen mahnt an glückliche Jugendtage. Ein düsterer Ton klingt durch „Odem der Liebe“ (J. E. Rothenbach) und „Im Haselstrauch“ (R. Stieler), besonders aber durch das schmerzliche „Ich hör' meine alten Lieder“ (B. Karoli). Zu voller Kraft der Leidenschaft erhebt sich „Im Sturm“ (R. Stieler). „Zum Abschied“ singt er ahnungsvoll, seiner „Sehnsucht nach Vergessen“ leiht Lenau die beziehungsreichen Worte. Im „Blick in den Strom“ desselben Dichters scheint des Künstlers Seele selber sich loszulösen von allen Hoffnungen des Lebens. Aber nicht mit Klängen solcher Schwermut soll das Liederwerk beendet sein; die ersten Zeilen von J. Schobers „Todesmusik“, denen Ritter eine eigene Umdichtung anschließt, geben ihm den Anlaß zu den feierlichen Klängen seines letzten Liedes. Wie sein Leben vom ersten bis zum letzten Atemzug den höchsten Gütern der Menschheit geweiht war, so will er, wenn ihn das Schicksal abruft, auch in ihrem Dienste sterben: „Also in der Töne Fluten laß mein Leben sich verbluten.“

Die Betrachtung des Ideenkreises, in dem sich die Dichtungen der Lieder bewegen, lehrt auf den ersten Blick, wie Ritter nur solche Texte zur Komposition wählte, welche seinem Gefühls- und Gedankenleben aufs innigste verwandt waren. Auch die Lieder dienen ihm zum Glaubensbekenntnis. Sein Lieblingsdichter ist Lenau, dessen Dichtungen der gedankentiefen und oft schwermütigen Versenktheit seines Wesens am meisten entsprechen.

Pathologie und psychologische Werte.

Von Privatdozent Dr. W. Hellpach-Karlsruhe.

Hygiene ringsum. Noch nie vielleicht haben die Menschen sich so eindringlich, so krampfhaft mit ihren Krankheiten befaßt wie heute. Woraus nicht geschlossen werden darf, daß die Krankheiten gegen früher zugenommen hätten; sondern einzig, daß Krankheitsbewußtsein, Krankheitsgefühl, Krankheitsfurcht sich verschärft haben. Hygiene und Hypochondrie sind Zwillingsgeschwister ... Krankheitsgerede, Krankheitsforschung, Krankheitsbekämpfung, Krankheitsverhütung ringsum. Manchmal scheint es, als sei Krankheit die Regel, Gesundheit aber eine Ausnahme — weniger noch als das: eine bloße ideale Forderung, zu stellen und zu predigen, aber nie restlos zu verwirklichen.

Die besondere Nuance gibt das Interesse am seelischen Kranksein.

Davor hat man ja ehedem einfach die Augen zugemacht. Jetzt öffnen sie sich, eines nach dem anderen. Viele blinzeln erst vorsichtig, ängstlich, zaghaft. Aber die der Sache ins Gesicht sehen, werden mehr und mehr; der Blinzelnden immer weniger; und ganz blind will kaum noch einer sich stellen. Das Phänomen ist grauenvoll, noch immer, und am Ende bleibt es das? Wer weiß! — Aber es ist interessant, und es ist grausam wichtig. Das Irresein nimmt zu. Von Jahr zu Jahr. Immer näher wogt die Flut, die ihre Opfer ins Irrenhaus spült, an jeden einzelnen herum. Bin ich's nicht, bist du's nicht, so vielleicht

meine Kinder, deine Enkel — denn die Sünden der Väter werden heimgesucht usw. Kein Ressort des öffentlichen Lebens mehr, aus dem nicht das Problem der Geisteskrankheit, der Geistesschwäche, der Geistesabnormität grinste: Erziehung — Rechtspflege — Fortpflanzung — Muße, mit anderen Worten: das belastete Kind; der vermindert zurechnungsfähige Verbrecher; die belastende Heirat; das Pathologische in der Kunst. Ueberall das „Krankhafte". Es scheint kein Entweichen zu geben. „Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land?" Zum Exempel: Geschichte — es grinst schon wieder; der Cäsarenwahn; Luthers Abnormität; Napoleon epileptisch? Oder Literatur? Das Pathologische bei Goethe; Hölderlins Psychose; Grabbes, Lenaus, Scheffels Geistesstörung. Oder Philosophie? Nietzsches Krankheit; Schopenhauers Depressionen; Rousseaus Paranoia. Oder Religion? Eine ganze Psychopathologie des Religiösen braust uns entgegen . . . Ein entsetzliches und doch überwältigendes Bewußtsein. Die Hälfte, die gute Hälfte alles Menschlichen ist Närrisches gewesen. Schon Goethe zwar hat es angedeutet, aber erst über uns ist die Erkenntnis hereingebrochen wie eine Sturmflut.

Und doch regt sich in den Tiefen der Seele ein Widerstand: eine Gewißheit, daß es nicht angeht, uns niederrennen zu lassen. Es gilt zu retten, was zu retten ist. Nicht zu retten ist die Illusion von der Gesundheit alles Großen, Schönen, Guten, Wahren, Zweckvollen, Heiligen. Ihr Gegenteil ungefähr ist wahr. Doch zu retten ist, Angesicht in Angesicht der Wirklichkeit, das Große, das Schöne, das Gute, das Wahre, das Zweckvolle, das Heilige. Ihm kann Krankhaftigkeit nichts anhaben. Ueber ein kleines, so werden wir es sehen, daß die Welt um nichts minder wertvoll ward, weil wir sie als gar so krank durchschauten. Das ist die Gewißheit — das Wertvolle besteht trotz und in dem Krankhaften. Aber die im Glauben erschaute Gewißheit will als Erkenntnis erarbeitet sein. Und das eben ist das große Arbeitspensum der kommenden Jahre, vielleicht Jahrzehnte: zu zeigen, wie trotz, wie in dem Krankhaften das Wertvolle lebt und wirkt — das Große und Schöne und Gute und Wahre und Zweckvolle und Heilige.

Ein gewisser Medizinermutwille, psychologisch begreiflich, aber philosophisch schlecht beraten und taktisch höchst töricht, hatte sich darin gefallen, mit der Feststellung des Krankhaften (in der Geschichte, der Rechtspflege, der Kunst und wie die Kulturterrains alle heißen) die Hüter des Wertvollen zu sticheln, zu ärgern, zu empören. Ach, euer Wertvolles, riefen diese Diagnostiker und tragierten noch einmal den Zynismus der jüngsten Medizinerfüchse, ach, euer Wertvolles! Euer Genie! Euer Heiliger! Eure Wahrheit! Euer Zweckvolles! Was ist's denn in Wirklichkeit? Ein Epileptiker. Ein Halluzinant. Eine Wahnidee. Eine Degenerationsphase . . . Wie steht es nun, höhnten sie weiter, um eure Logik, eure Ethik, eure Aesthetik, euren Geniekult, eure Heiligenverehrung, eure Teleologie? Illusion, nichts als Illusion! Im Grunde gehört alles das miteinander in die Zellen, in die Akten der Irrenanstalt.

Wen dieser Hohn traf, der mußte ihn als eine Nichtswürdigkeit empfinden; und da die Diagnostiker sich mit ihrer Diagnostik identifizierten, so fiel die Diagnostik jener Be-

wertung mit anheim. „Barbareneinbruch der Aerzte —“ Der Notschrei schien gerechtfertigt. Ist es aber, das Ganze nun sachlich angesehen, natürlich nicht. Wenn die Leute, die in unseren Straßen „buddeln“, damit wir Wasser, Gas, elektrisches Licht, Untergrundbahnen, Asphalt haben können, ihr Tun mit vielen Zoten und gemeinem Gerede garnieren, so könnte höchstens eine angeödete Jungfer mit zimperlichem Gemüt und gar keinem Verstand auf den Schluß verfallen, daß Erdarbeit an sich eine gemeine, verächtliche und bekämpfenswerte Sache sei. Leider haben die Hüter des Wertvollen in Kirche, Schule, Gerichtssaal, Theater, Parlament, Hörsaal und last not least im — Salon sich nicht gescheut, diese Jungfer zu posieren. Sie haben den Kern der Arbeit mit zufälligen Begleiterscheinungen verwechselt und damit bewiesen, daß ihre Einsicht nicht stärker ist als die der Entdecker des Krankhaften. Denn beide sind in dieselbe Grube gefallen: wenn auch die einen pro und die anderen contra, die einen in der blinden Begeisterung und die anderen in der blinden Empörung.

Wofür es nun freilich die eine Entschuldigung gibt, daß auf die ganz einfache Formel: das Wertvolle besteht fort trotz und in dem Krankhaften — *zunächst* jedenfalls das Verhältnis des Wertvollen zum Krankhaften noch nicht gebracht werden kann. Dem steht die Verschiedenheit des objektiven Wertes und der subjektiven Wertbeurteilung im Wege. Doch wir wollen mit Konkretem dienen.

Bekannt ist ein Bild Nietzsches von dem Fuhrmann, der in der Winterkälte an seinem Gaul das Wasser abschlägt, wofür der Gaul ihn dankbar anblickt. (Brief an Seydlitz vom 13. Mai 1888.) Das Bild wirkt als ein Gemisch von Gemeinheit mit einer unleugbaren schauderhaften Stimmungsgewalt. Das macht seinen objektiven Wert aus: es ist stimmungsreich plus gemein. Daran kann durch kein Wissen von der Entstehung, der Herkunft, der Absicht des Bildes das geringste geändert werden. Wenn wir es fänden, ohne seinen Schöpfer zu kennen, so bliebe seine objektive Werteigenart sich gleich, ob wir es nun hypothetisch als von einem Betrunkenen, einem unreifen Jünglinge, einem kalten Zyniker, einem perversen Greise ausgeheckt uns denken möchten. Aber schon diese Serie von möglichen Produzenten eines und desselben Wertes deutet an, wie verschieden je nachdem der Schöpfer des Bildes in *seinem* subjektiven Wert beurteilt werden wird. In der Tat: für die Würdigung der Persönlichkeit Nietzsches ist es geradezu entscheidend, welchem seelischen Zustande ein solches Bild entsprossen gedacht werden muß. Und wie es bisher für entscheidend erachtet ward, wenn der Biograph kam und mitteilte: wir haben hier das momentane Produkt einer Stunde tiefster und begründeter Weltverachtung, hütet euch, daraus allein den Mann zu werten! — so ist es auch entscheidend, wenn der „Pathograph“ kommt, d. h. der sachverständige Biograph des Krankhaften, und sagt: das Gemeine jenes Bildes ist deutliches, unbestreitbares Symptom der geistigen Krankheit; weil er ein Irrer, im besonderen ein Paralytiker war, gab Nietzsche einer Stimmung diese ekelhafte Prägung; hütet euch vor dem Fehlschluß, er sei überhaupt ein widerlicher Koprolale gewesen!

So wird das Werturteil über die schaffenden Persönlichkeiten durch die Ermittlung

krankhafter Züge allerdings erheblich bestimmt. Hier, in diesem Exempel, verbessert. Ein andermal verschlechtert: die Bewertung eines frommen Menschen muß sich mindern, wenn wir erfahren, daß seine Frömmigkeit Schritt für Schritt mit seiner epileptischen Erkrankung sich entfaltet hat, also offensichtlich nur ein Einzelfall der klassischen frömmelnden Nuance des epileptischen Schwachsinns ist. Wiederum kann unabhängig hiervon eine Sentenz, die ein solcher Mensch produziert, etwa ein Gebet, eine Ermahnung, ein Bekenntnis von großartiger heiliger Schönheit sein, und keine Diagnose vermag an diesem objektiven Wert zu rütteln. Diese Trennung ist nicht neu, sollte es mindestens nicht sein. Der Spießer nur begeht den Trugschluß von einem innigen Lied auf einen gemütvollen Menschen, der es gemacht haben müsse; von schöpferischer Größe auf allgemeine menschliche. Der Zank um Heine ist das klassische Dokument dafür. Aber was der Gebildete sich hier schon als sicheres Gut erobert hat, eben die Sonderung von Persönlichkeitswert und Leistungswert, sollte das angesichts der Erforschung des Krankhaften ihm wieder entgleiten müssen — dürfen — können? Diese Erforschung unterscheidet sich darin in nichts von aller biographischen Ermittlung schlechthin: die eben immer den Persönlichkeitswert nuanciert, verschiebt, retuschiert, den Leistungswert aber niemals berühren kann. Vielleicht nur wird die Tragweite der pathologischen Feststellungen für den Personenwert oftmals über die Tragweite der Bemühungen philosophischer Biographen hinausreichen: es ist schließlich folgenreicher, Luthers periodische Depressionen sachverständig zu entschleiern, als den Tintenfaßwurf auf der Wartburg exakt ins Reich des Geschehens oder der Legende zu beweisen; denn es kann einen völlig neuen Einblick in die Kausalität des Schaffens eröffnen. Die Größe, die Heiligkeit, den sonstwie benennbaren Wert der Schöpfung berührt die eine Ermittlung so wenig wie die andere.

Eine Sorte objektiver Werte mag freilich auch die Ermittlung des Pathologischen an der werteschaffenden Persönlichkeit zerstören: jene, die nicht unmittelbarem wertenden Erleben einer Leistung, sondern der trügerischen Induktion von einer Leistung auf alle andern, wie Liebe oder Haß sie so leicht eingibt, ihr Dasein danken. Dem Mann, heißt es da, der so viele Wahrheiten prägte, kann keine Trivialität entschlüpft sein. Und nun geht es los: legt ihr nicht aus, so legt ihr unter. Man kennt die Methode ja sattsam. Ein Biertischwort, eine Randbemerkung zu einem Wäschezettel, eine unverbindliche Höflichkeitsphrase, alles muß eine große Wahrheit in sich bergen. Oder: wem ein glänzendes Philosophem gelang, dem wird mit sanfter oder unsanfter Gewalt eine widerspruchslose Philosophie zugeschoben. Wie oft ist an Nietzsche der Fehlschluß von der Schönheit eines Satzes auf die Wahrheit eines Kapitels verübt worden! Wie oft Bismarcks Größe auch in Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten seines Tuns gesucht worden! Solchem beliebten Beginnen wird der Psychopatholog vielleicht mit überzeugenderer Kraft als irgend einer sonst sich entgegenstemmen können. Er wird dartun, daß einem Irren ein Lyrikon glücken und doch ein simpler Syllogismus mißlingen kann; und daß eine Seite voll Nonsens noch eine Zeile von überwältigender Größe, Schönheit, Wahrheit enthalten mag, ohne

daß doch damit der Nonsens des übrigen größer, schöner, wahrer würde. Er wird uns anleiten, die Ausbrüche von Luthers Furor mit anderem Maße zu messen, als die Angstrufe seiner Depression — nämlich jedes für sich zu werten und nie zu schließen: was Wahrheit schien, solange die Begeisterung es trug, das hat der Zweifel des Schöpfers selber widerlegt. Kurzum, wie er die Geltung einer Leistung, ihren Wert, von ihrer Herkunft, ihrer Entstehung sondert, so auch den Wert der einen Leistung vom Wert der anderen, die gedankenlose Verallgemeinerung der Geltungen. Kritische Besinnung, nicht mehr und nicht weniger, ist's, die solchen Problemen gegenüber mit doppeltem Nachdruck der Psychopatholog predigt.

Keine Gefahr (die ein Rechtslehrer bedeutenden Namens nahen sieht), daß weltgeschichtliche Werte und Normen durch die Ermittlung des Krankhaften gestürzt werden könnten! Wer das besorgt, der hat das Treiben kleiner lebender Geisterchen im Auge, die dieses Forschen wie noch jedes mißverstehen und mißbrauchen. Sie werden aussterben, wenn die ganze Sache den Reiz der Neuheit verliert und es nichts mehr zu lärmen gibt. Aber *eine* Erinnerung freilich wird die Psychopathologie den Menschen wieder einmal schärfen: daß der Wert nicht verwechselt werden darf mit den Mitteln zu seiner Betätigung. Loyola steht außer dem Verdacht, das Heilige nicht gewollt zu haben; und doch warf er die physische Askese aus den Kollegien hinaus, weil er sie als ein untaugliches Mittel zum Zwecke der Heiligung erkannte. So kann auch die Pathologie des Verbrechens und alles, was sie an Vorschlägen im Gefolge hat, nicht rühren an die Werte der Verantwortung, der Schuld, der Sühne, wohl aber kann sie die Strafe, wie sie heute ermittelt, bemessen und vollstreckt wird, für einen Holzweg zur Betätigung jener Werte erweisen. Dadurch eben markiert sie sich als das fortschrittliche Prinzip. Denn eine historische Ueberlegung würde leicht zeigen, daß die Verquickung der ewigen Werte und Normen mit den zeitlichen Mitteln zu ihrer Erfüllung das eigentliche Kennzeichen des reaktionären Geistes ist.

Gerade der Wertfanatiker kann im Menschen, und sei es im größten, nichts anderes sehen, als ein Mittel, um Werte zu verwirklichen. Diese Mittel aber gehören der Wissenschaft. Die Werte niemals! Auch Krankheit kann ein Mittel zur Wertbetätigung sein. (So gut wie der Tod; von dem das längst anerkannt ist.) Das Krankhafte, als Weg zum Wertvollen: in diesem Satze mündet die Pathologie, gleich jeder anderen Wissenschaft, ins Philosophische aus. In eine Metaphysik des Kranken, die kommen muß und wird; wer aber den Sperling auf dem Zaun der Taube auf dem Dache vorzieht, der ahnt in dem Problem des Krankhaften und Wertvollen die erste Hauptfrage einer Logik der Pathologie.

Der wahre Shakespeare?

Von Otto Julius Bierbaum.

In atemloser Hast, die ihn zuweilen die Artikel vor den Hauptwörtern und auch sonst noch allerhand zur deutschen Sprache Gehöriges vergessen läßt, entwickelt Karl Bleibtreu neuerdings die Hypothese, daß der wahre Shakespeare*) nicht Shaxper, der Komödiant, und auch nicht Bacon, der Akademiker, gewesen sei, sondern einzig und allein Roger Graf Rutland, ein am 6. Oktober 1576 geborener Kavalier, von dem sein ebenso temperamentvoller wie gelehrter Prophet nun mancherlei zu berichten weiß, was in der Tat die Meinung stützen kann: Er, der „Student von Padua", der genaue Kenner Italiens, der Jurist, Staatsmann, Soldat, Theaterfreund; er, der als junger Mann von Königin Elisabeth begönnerte, später wegen seiner Parteinahme für Essex in den Tower gesperrte, darauf von König Jacob wieder freigelassene und in den Besitz seiner konfiszierten Güter neu eingesetzte große Herr, der sich dann in noch jungen Jahren vom öffentlichen Leben aufs Land zurückgezogen hat, sei der Verfasser der Werke gewesen, die unter dem Namen des „Speerschüttelers" Shakespeare gehen, und die man immer wieder dem streitig machen will, dessen Name zwar anders geschrieben, aber gleich gesprochen worden ist: dem Schauspieler Shaxper,**) der bei seinen Lebzeiten für den Dichter gegolten hat. Wie es Bleibtreus Art nun einmal ist, überschüttet er den unglücklichen Shaxper, den er selbst früher nicht minder heißblütig gegen die „Baconier" verteidigt hat, jetzt mit wilden Schmähungen. Dieser Ruhmdieb ist ein Schauspieler vierten Ranges, ein Säufer, Zotenreißer, Wucherer, er ist ein durchaus übler Mensch und ebenso talentlos wie ungebildet gewesen.

Wir lassen es dahingestellt sein, ob Will die schlechte Zensur Bleibtreus wirklich ganz verdient. Was man Uebles von ihm weiß, wiegt schließlich nicht schwer gegen den Umstand, daß seine Zeit ihm zugetraut und geglaubt hat, der große Speerschütteler zu sein. Aber Bleibtreu hat recht: Die ganze ungeheure Größe „Shakespeares" wird seine Zeit nicht haben erkennen können. Sie stand diesem Gewaltigen zu nahe, um ihn ganz zu ermessen. Er war ihr nur eben der erfolgreichste moderne Theaterdichter. Und so mochte sie vielleicht allzu schnell bereit sein, es gutgläubig hinzunehmen, daß ein Schauspieler und Theaterdirektor von, wie es scheint, nicht völlig klarem Leumund der Dichter von Bühnenwerken sei, die für sie eben nur „Stücke" waren, wie andere auch, und deren ganze wunderbare Herrlichkeit ihr im allgemeinen noch nicht aufgegangen war. Später dann, als der Welt die Augen immer mehr aufgingen über die gigantische Größe dieses Speerschüttelers, als selbst ein Goethe sich klein nannte neben ihm, als man fand, daß das Werk

*) In der Broschüre: „Der wahre Shakespeare" (bei Georg Müller in München und Leipzig). Preis 1 Mark.

**) Bleibtreu schreibt immer so, obgleich die in englischen Ausgaben wiedergegebene Unterschrift an Stelle des X ein K zeigt. Es fällt einem dabei doch die Redensart ein: Ein X für ein U machen.

„Shakespeares“ nicht allein den größten dichterischen Genius aller Zeiten offenbarte, sondern nebenbei auch einen Geist, der die ganze Bildung seiner Zeit umschloß und Wahrheiten vorahnte, die erst die Zeiten nach ihm entdecken sollten, — da begannen Zweifel sich einzustellen, ob all dies mit der Persönlichkeit eines Schauspielers damaliger Zeit zusammenzureimen sei.

Geniale dichterische Begabung konnte man ihr wohl zutrauen, und man tat es mit Wonne, denn es schien hier das herrlichste Beispiel eines aus unbegreiflichen Tiefen und Höhen inspirierten Menschen gegeben, gewissermaßen das Genie an sich, losgelöst von Bildung, Wissen, sozial bevorzugter Stellung, ja selbst ethischen Qualitäten. Ich finde es sehr schön, daß man sich diesem Glauben mit so viel Feuer hingab, und die Baconianer, die lieber einen Gelehrten und Staatsmann zum Dichter krönen wollten, von wegen der Gelehrsamkeit und weiteren Lebenserfahrung, waren mir von Anfang an nicht sehr sympathisch. Indessen mußte man bei näherem Zusehen doch zugeben, daß der Wunderglaube an das Genie hier auf eine schwere Probe gestellt wurde. Es gibt Dinge, die, so fühlt man sich immer wieder versucht anzunehmen, auch ein Genie *lernen* muß. Vieles hat der Genius von der Quelle her, -- nicht alles. Vieles auch fließt ihm leicht zu und haftet sogleich, voll ergriffen, in der Tiefe. Aber doch wohl nur aus einem gewissen Umkreise, *seinem* Umkreise. — Aber die Bacon-Hypothese war doch (von allem anderen zu schweigen) gar zu ausschließlich darauf bedacht, *Wissen* bei „Shakespeare“ zu erklären, und sie vergaß dabei, daß ihr nun der Beweis oblag, das dichterische Genie an *Bacon* aufzuweisen. Bacon war ein Mann der Feder, sogar auch der poetischen; ließ sich in den Erzeugnissen, die seinen Namen tragen, Shakespearischer Geist nachweisen, so hätte die Theorie viel für sich gehabt. Aber diesen Nachweis ist sie uns schuldig geblieben. Bleibtreu führt sie nach meinem Gefühle durchaus ad absurdum.

Der Gegenkaiser, den er nach dem Vorgange Alvors („Das neue Shakespeare-Evangelium“) aufstellt, indem er sich aber gleichzeitig sehr weit von seinem Vorgänger entfernt, bietet für seinen Proklamator den Vorteil, daß er kein Mann der Feder gewesen ist, dessen opera gegen ihn zeugen könnten. Bleibtreu durfte sich darauf beschränken, alle die Punkte aus seinem Leben und seinem Charakter zusammenzutragen, die, außerdem noch das nötige Genie vorausgesetzt, es glaublich erscheinen lassen, daß dieser Mann, Graf Rutland, die Dramen „Shakespeares“ gedichtet hat. Ich kann weder diese Punkte, noch sonst etwas aus der Fülle von Details nachprüfen, die Bleibtreu beibringt. Ich muß mich darauf verlassen, daß er selbst reiflich vorgeprüft hat. Und ich verlasse mich darauf, denn ich halte Bleibtreu für keinen Charlatan und Gelehrttuer, sondern für einen zwar sehr vehementen, zu leidenschaftlicher Parteinahme geneigten, mit einer starken dichterischen Phantasie durchsetzten, aber höchst ehrlichen Forscher, dem es zu sehr an der Aufdeckung der Wahrheit gelegen ist, als daß man im entferntesten annehmen dürfte, er sei ein leichtfertiger Konstrukteur oder Arrangeur von Tatsachen und mache sich ohne hinreichend positive Kenntnisse an die Lösung einer Aufgabe, die nur von einem wirklich Wissenden gelöst werden kann.

So, mit Vertrauen folgend, genießen wir unter Bleibtreus Leitung das stets angenehme Schauspiel einer sauberen, exakt und reichlich belegten Beweisführung, — nur daß wir nicht mit Bleibtreu sagen: Es ist erwiesen, daß Rutland „Shakespeare" *ist*, sondern bloß: daß er es sein *kann*, oder, mehr noch, daß es kaum ein *anderer* sein kann, — wenn es nicht schließlich *doch* jener *Shaxper* ist.

Und diese *Möglichkeit* bleibt, wie zornig Bleibtreu sie auch mit dem Fuße wegstößt, immerhin bestehen. Möglichkeit, — nicht Wahrscheinlichkeit. Doch dem Genie sind auch sehr unwahrscheinliche Dinge möglich. Ein genialer Mensch kann z. B. (was Bleibtreu freilich leugnet) ein Falstaffleben führen und als Dichter so über seinem eigenen, vielleicht erbärmlichen Leben stehen, daß er seine persönliche Fasson, zu leben, bloß komisch, ja satirisch verwendet, während er höhere und reinere Existenzen, wie sie ihm das Leben oder die Geschichte oder auch nur seine eigene Sehnsucht nach dem Reineren, Größeren, das zu *leben* ihm versagt bleibt, nahe gebracht hat, nach Gebühr edel darstellt, — edel bis zum Heldenhaft-Tragischen. Gesetzt wirklich den Fall, daß Shaxper als Wucherer geendet hat, — ist das ein Grund, es für ausgeschlossen zu halten, daß der künstlerische Genius in ihm mit der ganzen Intuition genialer Sehnsucht und genialen Allbegreifens eine Welt darstellte, in der auch höhere Triebe, als Geldhunger, bewegend sind? Wir wissen ja, daß recht häufig Dichter gerade *das* dichten, was sie *nicht* leben. Man denke an das Phänomen Ibsen. Das gilt auch im Umkreise der sozialen Lebensstellung, zumal, wenn, wie es bei dem Schauspieler Shaxper doch der Fall gewesen zu sein scheint, der sozial nicht hochgeborene Dichter Verkehr mit Leuten der höheren Gesellschaft pflegt. Wenn das im Falle Shaxpers zugleich Leute von höherer Bildung waren, Leute vom Schlage des Grafen Rutland etwa oder gar dieser selbst, so wäre recht wohl auch für möglich zu halten, daß der vielleicht mangelhaft gebildete Schauspieler mit der Kraft des Genius Mitteilungen aus höheren Wissens- und Erkenntnisgebieten aufgenommen und so tief durchdrungen hat, daß er sie in der wunderbar klaren und schönen Form wiederholen konnte, die wir an Shakespeareschen Weisheitsworten bewundern.

Wäre das nun aber, um mit Bleibtreu zu reden, „ein Shakespeare, wie ihn die Menschheit braucht"? Hat es nicht etwas Peinliches, uns den Speerschütteler als eine „mit fremden Federn geschmückte Krähe" vorzustellen? Ich weiß nicht recht. Das Phänomen des Genies ist etwas so Göttliches, daß es durch seine Erscheinung in einem sonst noch so mangelhaften Menschen nicht um seine Hoheit gebracht werden kann, ja wir sind geneigt, es um so mehr anzustaunen, wenn es aus Niedrigkeit emporsteigt, — der Gottessohn, im Stall geboren. Und schließlich kommt es darauf wahrlich so wenig an, wie der Genuß an einer Rose etwas damit zu tun hat, ob sie aus gemeinem Miste zu ihrer Schönheit gediehen ist, oder aus hortologisch wissenschaftlich mit Kunstdünger versiebter Erde. „Es ist ein Wunder; glaubet nur!"

Indessen, — unsere Zeit glaubt nicht gerne. Selbst ein Dichter wie Bleibtreu wird bedenklich, wenn seinem Glauben mehr zugemutet wird, als sein psychologisches und ästhetisches

„Wissen“ (wieviel wissen wir denn eigentlich psychologisch und ästhetisch?) mit einem plazet versehen kann. Das Unerforschliche, wozu letzten Endes das Genie gehört, will sein Trieb nach positivem Erkennen doch auch erforschen. Da er daran verzweifelt, das Wunder in Shaxper zu erklären, bemüht er sich, einen anderen zu finden, an dem es ihm erklärlicher erscheint. Was seine Feder geführt hat, ist im Grunde Rationalismus. Er ist (mit Verlaub zu sagen) ein Erzberliner, ob auch unterwachsen mit starken poetischen Streifen. Was er, mit logischem und gelehrtem Scharfsinn, alles zusammenträgt, um die Rutlandhypothese zu stützen; wie wild er das von ihm mit grober Kohle aufgerissene Profil des versoffenen, talentlosen, schmutzige Geldgeschäfte machenden Shaxper in Fetzen reißt und auf den Schindanger wirft; wie zornig er mit dem Fuße aufstampft, wenn er derer gedenkt, die an diesen Elenden glauben oder an seine Stelle den von ihm gleichfalls nicht mit Silberstift und aufgesetzten Glanzlichtern gezeichneten Bacon substituieren; und wie er schließlich inbrünstiglich feierlich ein fast religiöses Bekenntnis zum einzig wahren Shakespeare ablegt mit den Worten: „Wir aber wollen leben und sterben im Glauben, daß Roger Rutland wahr und wahrhaftig der einige Menschensohn gewesen ist, der in allen edlen Herzen feiert eine ewigwährende Himmelfahrt“, — das und noch mehr möge man in seiner Broschüre nachlesen, die, wie alles, was seiner Feder entstammt, das Gepräge eines besonderen Menschen, eines selbständigen Denkers und nicht zuletzt eines temperamentvollen und tief angelegten Poeten aufweist. „Er schaut nicht rechts, er schaut nicht links, geht immerzu gradaus.“ Und wenn's auf einem Holzweg wäre.

Praeterita.

Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden, ist nicht mehr. In der alten Comturei des Deutschen Ordens ist er gestorben, nach einem Leben, das, nach dem Bibelwort, lang währte und durch Dezennien wenigstens Mühe und Arbeit war.

Das Häuflein Derer, die das Werden des Reiches sahen und mit thätiger Hand noch am Bau des schlichten Riesenhauses halfen, schmilzt rasch zusammen, und mit ihnen die alte, die gute Tradition, die das Fürstenamt fürstlich zu treiben hieß. Friedrich von Baden war ein guter Regent, der nie in gellenden Lauten vor Europens schadenfrohen Hörern parlierte (und doch mehr zu erzählen hatte, als mancher Andere), nie öffentlich mit Professoren über Theologensorgen haderte (und bis ans Lebensende doch ein frommer Christenmensch war), Jahre, Jahrzehnte lang den Vermittler in wichtigsten Geschäften spielte (und doch nie auf offener Szene den arbiter mundi tragierte). Die Romantikerart, das politische Geschäft mit Metaphysik zu verquicken, war ihm fremd, und der Freund des frommen Gelzer hat sich bis in seine letzten Tage hinein nicht mit ihr befreundet. Er sah, in fünfzig Regierungsjahren, manchen Wandel der Zeit mit an und lernte Menschliches menschlich sehen; hörte, auch am Bodensee, einst noch Schimpfreden über seinen Schwiegervater vom württembergischen Nachbarn und neun Jahre danach von der preußischen Kronprinzessin den Zuruf: Den zwei Friedrichen diesseits und jenseits des Mains werde die Aufgabe zufallen, denselben zu überbrücken. Die Prophezeiung wurde nie wahr, das Einigungswerk ward in harten Kämpfen von Andern erzwungen, wäre auch ohne Friedrichs manchmal allzu hastigen Eifer gelungen. Doch wird sein Wirken nie aus den Windeljahren der Reichswerdung zu tilgen sein. Er war im Wollen rein und beharrlich,

hat über der beschränkten Herrlichkeit seines Schwarzwaldländchens nie das Wohl des großen Ganzen vergessen und das Weh der von kleinlichem Dynastendünkel zerstückten deutschen Erde wie am eignen Leib empfunden. Ein Politiker von hervorragenden Eigenschaften aber war er nicht. Selten hat er das Maß des Erreichbaren richtig geschätzt, selten die Wege, die Mittel, das Tempo für die Erreichung eines Zieles gut und klug gewählt. Daß er früh den Glauben an Preußen fand, ehrt ihn; doch vergesse man nicht, daß er ohne des „Kartätschenprinzen" Hülfe schwerlich je den Thron der Zähringer bestiegen hätte, daß er Wilhelms Schwiegersohn war, und daß, endlich, der überzeugte Protestant im letzten Herzenswinkel für das stockkatholische austrische Erzhaus sicher nicht allzuviel Sympathie übrig hatte. Und was konnte ihm Oesterreich auch nützen? Hat es überhaupt je einem seiner Verbündeten genützt? Er wußte, wie Bayern, Württemberg et le reste in der Habsburg ihr Profitchen suchten, gegen Preußen intriguirten. Als Kleinerer mitmachen? Nie hätte das seinem durch Preußen verteidigten Throne genützt. Da ward die Wahl ihm nicht allzu schwer und ausbündige Thorheit nur hätte eine andere getroffen. Er hat in Vielem Bismarck geholfen, doch oft auch, im Bund mit Anderen, dem Großen schlimme Tage geschaffen; hat, in der schwächsten seiner Stunden, sogar an Bismarcks Sturz gearbeitet. Später gar strebsamen Historikern Stoff zur „Berichtigung" von Geschichtslegenden geliefert. Konnte ers nicht verzeihen, daß er als Großherzog sterben sollte, im politischen Spiel des Edelmannes nur ein Stein unter Steinen blieb? Das Buch von Lorenz zeigt, deutlicher als Patrioten wünschen, eine Grenze seines Wesens und in bedenklicher Nähe gekränkter Eitelkeiten den Mann, der einst, nach Clodwigs Meinung, sich berufen wähnte, zu verhindern, daß Preußen zu Grunde gerichtet werde. Er ließ Jolly fallen, als Bismarck sich für ihn verwendet hatte, war, nach Lothar Buchers Zeugnis, in der ärgsten Kulturkampfzeit nahe dran, Pio Nono einen Besuch zu machen, und fand, als zwischen Kaiser und Kanzler die Stricke rissen, das unglaubliche Wort: „Es handelte sich zuletzt darum, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regieren solle." Und als der Tod in den Sachsenwald ritt, wurden rasch die Tagebuchblätter in fremde Hände gegeben. Nicht eher; denn, schrieb die Kaiserin Friedrich im Januar 1898 an den Professor Nippold, „solange der Fürst Bismarck lebt, geht es schwer!" Mit der Geschichtskorrektion nämlich.

. . . Trotzdem: Friedrich von Baden war ein guter Regent, und hat als alter Mann sicher manchmal bereut, der Regung des Augenblicks nicht immer so straff widerstanden zu haben, wie das politische Geschäft es verlangt. Auf den Gang der Reichsleitung zu wirken, hat er wohl längst aufgegeben. Früher, als der Körper, begann der Geist zu ermatten, und fruchtlose Versuche bringen alternde Erfahrung rasch zur Resignation. Wer hegt selbst unter uns Jüngeren noch die Hoffnung auf bessere Zeiten? Wo zwei in einem stillen Winkel sich treffen, wird geseufzt; „und manchen kenn ich besser, als er in diesem Augenblick sich zeigt."

*

Der Herzogs-Verlust ist nicht der einzige, den wir in diesen Wochen zu beklagen haben. Auch nicht der schwerste. Am dreiundzwanzigsten September wurde das englisch-russische Abkommen über Vorderasien veröffentlicht, und wir sehen mit Schmerzen wieder, in wie geschickten Händen sich Deutschlands auswärtige Sorgen befinden; sehen, wie ungemein sich die Situation seit den Besuchen von Swinemünde und Wilhelmshöhe gebessert hat. Denn nur ein erklärter Nörgler und Schwarzseher kann behaupten, daß der Vertrag irgendwie unsere Interessen berührte, die neue Friedensbürgschaft nicht mit Freuden begrüßen. Ernsthaft. Der letzte Erdwinkel, wo noch so etwas wie eine Möglichkeit winkte, ist nun glücklich auch noch verloren. Seit einem Jahrhundert fast standen sich England und Rußland in Indien toujours en vedette gegenüber, und unsere Staatskünstler hatten die alte Gegnerschaft seit Jahren als konstante Größe in ihrem „politischen Calcül" verwendet. Damit ists nun zu Ende, und die Herren können sich nach einem neuen Stimulans ihrer Sorgen umsehen. Elephant und Walfisch (um im Bilderstil Seiner

Durchlaucht zu reden) haben sich über die Abgrenzung ihrer Herrschaftsgebiete geeinigt. England erhält, wie sichs gehört, den Hauptfetzen (Afghanistan, Südpersien und den Golf von Persien) zugesichert, Rußland das nördliche Persien. Und unser anatolisches Bahnunternehmen ist geköpft, denn es mündet in englischem Gebiete. Jede Hoffnung ist dahin. Dankt dem Himmel! Selbst mit scharfem Auge ist nun nichts mehr zu finden, was wir noch verlieren könnten. Lieblich aber wieder ist, daß der Standart versichern kann, die Herren in der Wilhelmstraße seien über den Gang der Unterhandlungen auf dem Laufenden gehalten worden, und daß man uns durch Wochen hin den anatolischen Köder als Compensation für Marokko anpries. Wohl nur, um die offizielle Versicherung zu erhalten, daß die anatolische Bahn „ein rein wirtschaftliches Unternehmen" sei und daher als politisches Aequivalent nicht in Betracht komme. Ungemein klug, las man, ist diese Antwort; gar nicht laut genug zu loben. Jetzt haben wir die Bescheerung. Die anatolische Bahn ist für uns verloren, und, als rein wirtschaftliches Unternehmen, kein geeignetes Objekt für politische Unterhandlungen. Und das Schönste: nichts rührt sich im deutschen Land. Michel hat Wichtigeres zu thun, als auf die Politik zu achten und dünkelt sich wohl noch gar erhaben, wenn die müde Seele dem „erbärmlichen Behagen" verfällt, das Zarathustras Zorn schon auf sich lud, und willig der Lehre derer lauscht, die Resignation predigen und selbst nicht Bescheidenheit lernten.

*

In Memel wurde kürzlich ein Denkmal enthüllt, das der Erinnerung an die Jahre 1806 und 1807, die traurigste Zeit der preußischen Monarchie, gewidmet ist. Und der Kaiser hat dabei wieder eine Rede gehalten, die selbst der Doktor Martinus nicht billigen würde. Von einem Verständnis des Vergangenen kann, nach solchen Leistungen, nicht mehr gesprochen werden. Toujours son eternelle mandolinade; die mir so angenehm klingt, wie Caliban die von Ariel.

„Das Jahr 1807 lehrt uns, daß die Bewegung des Volkes ihren Grund und ihre Quelle fand, als das Volk sich auf sich selbst besann. Als die schweren Schicksalschläge es trafen, hat es nicht, wie sonst wohl in der Geschichte der Völker geschehen, sich emporgebäumt in Undankbarkeit gegen das Herrscherhaus, sondern hat sich, dem Beispiel des hohen Königspaares folgend, unterworfen und hat in seiner Ergebung anerkannt, daß die strafende Hand Gottes ihm eine Prüfung auferlegt habe. Diese Erkenntnis hat das Volk zur Einkehr geführt, und die Einkehr hat zur Folge gehabt, daß es sich auf das Wort Gottes besann, mit einem Wort, daß es zur Religion zurückkehrte. Unsere Vorväter hatten Gottes Wort gelauscht, sie haben ihm gehorcht und haben ihm vertraut, und er hat sie dafür nicht im Stich gelassen. Das ist in kurzem die Lehre, die wir aus dem Jahre 1807 zu ziehen haben: das gemeinsame, feste Gottvertrauen des Königshauses und seines Volkes. Das Erkennen des göttlichen Willens einst in der schwersten Zeit hat uns wieder emporgeführt ... Wenn unser Herrgott unserem Volke nicht noch große Aufgaben gestellt hätte, dann würde er ihm auch nicht so herrliche Fähigkeiten verliehen haben."

Man kann nur staunen. Das ist nicht mehr neues, sondern altes Testament. Genau, wie die Vorstellung, daß jetzt wir das auserwählte Volk seien, alttestamentarischen Gedankenkreisen entspringt. Deren Gefährlichkeit in der Politik schon Machiavel im „Goldenen Esel" betont hat.

„Der Wahn, Gott werde Wunderwerk verrichten
an uns, dieweil wir faul die Kniee beugen,
muß Reich und Staaten gar zu Grunde richten ...
Doch keiner sei so hirnlos ganz und gar
zu harren, wenn sein Haus den Einfall droht,
ob ihn ein Wunder rette vor Gefahr.
Ihn hascht, in der Ruinen Sturz, der Tod."

Von den Deutschen, die Preußen aus der tiefen Schmach zogen, hat nicht Einer, wie Wilhelm der Zweite gedacht. Preußen ging unter, weil sein König kein König war. Weil er Gesindel um sich duldete, nur auf Gesindel hörte und der Vernunft erst Gehör gab, als er um Kopf und Kragen zu zittern hatte; weil er eine Politik trieb, die keine war. Nach 1811 schrieb Gneisenau an Stein: „Der König steht noch immer neben dem Thron, worauf er nie gesessen hat, und ist immer noch Recensent des-

selben und derer, die auf dessen Stufen stehen. An dieser Individualität wird ewig jeder Gehülfe scheitern, der, Staatsmann im höheren Sinne, erhabene Anordnungen zu machen gedenkt. Im Militärwesen sowie in den auswärtigen Verhältnissen behauptet er noch immer seine ungeheure Stärke und wirkt entmannend auf diejenigen die gute Rathschläge ertheilen. Uebrigens ist er schlechter als je umgeben." 1811! Am 27. April 1806 hatte Stein seine „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Cabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Conferenz" abgelehnt. Es war, nach Lehmann, „die Geburtsstunde der preußischen Constitution". Daraus ein Abschnitt: „Sollten Seine Königl. Majestät sich nicht entschließen können, die vorgeschlagenen Veränderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren unter dem Einfluß des Cabinets zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinde." Mehr, wie Friedrich Wilhem der Dritte, ist kein Monarch noch gewarnt worden; was an geachteten Namen jener Zeit uns die Geschichte aufbewahrt, hat, allein oder mit Andern, mindestens einmal die mahnende Stimme erhoben. Doch der König hörte nicht. Und war, wie jeder aus Bischof Eylerts Buch ersehen kann, ein frommer Mann.

Karl Schnitzler.

Rundschau

Börsennotizbuch.

Noch bevor das Jahr zur Neige geht, werden die deutschen Börsen mit einer neuen russischen Anleihe beglückt werden. Seit Wochen spricht man in Berlin, Paris, London und Brüssel davon; und Herr Kokowzew, der sonst regelmäßig noch wenige Tage vor dem Abschluß des Anleihegeschäfts mit Beharrlichkeit leugnete, ist diesmal mäuschenstill. Auch seine Helfershelfer, die Emissionsbanken, schweigen. Daraus wäre aber die Bestätigung der Gerüchte nicht herzuleiten. Dementiert wird nur, wenn die Weiterverbreitung des Gerüchts die Kapitalinteressen der Beteiligten schädigt. Die Zeitungen mögen noch so oft der Wahrheit zuwider behaupten, in der Industrie gehe es glänzend, während man nicht weiß, wie man die Arbeiter beschäftigen soll: kein Industrieller wird sich finden, der solch Gerede dementiert. Aber, wehe, wenn das Gegenteil verbreitet wird. So ist's auch diesmal mit den Gerüchten über Rußlands neuste Anleihe. Die Kurse der russischen Renten haben seit einigen Wochen eine Steigerung erfahren, die auf die neue Anleihe zurückgeführt wurde. Wozu soll man also leugnen? Bei den letzten Anleihen war's anders. Da wußte jeder Börsenspekulant, der Abschluß werde nur zu einem Kurse erfolgen können, der einen Preisdruck der alten Werte herbeiführen muß; und nahm schon vorher daraufhin Verkäufe vor.

Man braucht also nichts auf das Ausbleiben des Dementis zu geben. Auch darauf nichts, daß die Firma Mendelssohn & Co., die Leiterin des deutschen Russenkonsortiums an der Berliner Börse, als Käufer der Anleihen auftritt. Aus den Tagen der anhaltenden Kursrückgänge wird das Konsortium noch ansehnliche Bestände haben, warum soll es nicht jetzt, wo der Börsenhimmel sich aufzuklären beginnt, danach trachten, seine Bestände zu verkaufen. Das kann man nur, wenn man den Kurs in die Höhe setzt und vor dem immer nach Sensationen lüsternen Börsenvölkchen den Anschein erweckt, als wenn man es gar nicht eilig genug haben könnte, das Papier (das man in Wirklichkeit abstoßen will) zu verkaufen. Ein alter Börsenkniff; der aber fast nie seine Wirkung verfehlt.

Die Bestätigung der Anleihegerüchte erblicke ich in ganz anderen Momenten. Daß Rußland dringenden Geldbedarf hat, ist an der Hand der Budgetziffer schon vor Monaten klipp und klar bewiesen worden; auch daß dieser Bedarf noch im Laufe dieses Jahres befriedigt werden muß. Und Herr Kokowzew würde im höchsten Grade töricht handeln, wenn er den gegenwärtigen Zeitpunkt für eine Emission nicht benutzen würde. Der Geldmarkt ist zu einem guten Teil von dem Druck befreit, der fast während zweier Jahre auf ihm lastete, und das Kapitalistenpublikum beginnt, sein Heil wieder im Besitz der „soliden" Rentenwerte zu buchen. Er hat sich hintereinander an Transvaals Minen, an Harrimans Bahnen, an Thyssens Eisenwerken die Finger verbrannt, und noch sind die Verluste des letzten Halbjahres nicht verschmerzt. Da kehrt man reuevoll zu den Staatspapieren zurück. Und wer weiß, wie lange diese Be-

geisterung noch anhält. Schon werden wieder Kohlenwerte „getippt“, und wenn erst, zur Jahreswende die lange ersehnte Börsenblocknovelle Gesetzeskraft erlangt hat, werden die Bankiers nicht zaudern, die Reklametrommel für die deutschen Industriewerte zu rühren (an denen schließlich noch am wenigsten Geld verloren wurde). Die Rentenkonjunktur kann also rasch umschlagen, und da man Geld braucht, muß sie schleunig benutzt werden. Ich glaube sogar, daß etwas Wahres an der Brüsseler Meldung ist, wonach die Anleihe schon abgeschlossen ist. Daß der Vertrag schon unterzeichnet ist, entbehrt gewiß der Wahrscheinlichkeit; aber mir scheint, die Emissionshäuser würden die Kurssteigerung nicht begünstigen, wenn nicht schon im Prinzip die Uebernahme beschlossen und der Preis festgesetzt worden wäre. Denn die mit der russischen Regierung die Anleihe kontrahierende Partei hat ein Interesse daran, billig zu kaufen, und jede Kurssteigerung treibt auch den Uebernahmepreis. Würde die Russenanleihe im November oder Dezember, nachdem die Herbstansprüche an den Geldmarkt vorüber sind, aufgelegt werden, so wäre der Erfolg sicher. Gehts nicht mit der Duma, so setzt man sich über ihr Genehmigungsrecht hinweg, wie man immer die Grundgesetze nur solange gehalten hat, wie sie der russischen Bureaukratie genehm waren. Die Käufer werden nicht danach fragen; ebensowenig wie danach, ob nicht die Anleiheschuld schon zu groß ist, ob die Zunahme der von der Staatsbank ausgegebenen Noten und der Rückgang des Getreideexportes nicht Bedenken erregen. Die Zinsen sind bisher prompt bezahlt worden, der Kurs ist seit Monaten nicht wesentlich zurückgegangen, und eine Verzinsung von 5 Prozent ist nicht zu verachten. Also, heran meine Herrschaften, zeichnet neue Russen; auch die deutsche Industrie bekommt, wenn das Geld erst eingezahlt ist, Bestellungen für Eisenbahnschienen. Die Laurahütte wartet, wie aus ihrem Abschlußcommuniqué hervorging, schon mit Sehnsucht darauf, um nicht in jedem Jahre an den russischen Werken von neuem Geld zuzusetzen.

* * *

Die Preußische Zentralgenossenschaftskasse ist schon wieder einmal am Werk, die Banken zu ärgern. Noch sind ihrem Präsidenten, Herrn Dr. Heiligenstädt, die Worte nicht verziehen, die er in der „Neuen freien Presse“ gegen die Banken gerichtet hat, da verteuert er ihnen das Ultimogeld. Es war bisher, vornehmlich für die Banken mittleren Umfanges, bisher immer ein gutes Geschäft, aus Paris Geld für die Ultimoversorgung zu leihen. Das kostete mindestens ½% weniger als an der Berliner Börse, und man hatte, da man der Kundschaft bei der Prolongation der Termingeschäfte meistens noch etwas höhere Sätze berechnet, als sie an der Börse gezahlt werden, einen hübschen Zwischengewinn. Diesmal kams anders. Die Pariser Banken lehnten selbst Geldofferten mit 6% ab (an der Berliner Börse war Ultimogeld mit 6¼ bis 6½% zu haben), weil die Zentral-Genossenschaftskasse höhere Zinsen bezahlt hatte. Wäre nicht Frankreichs Geldmarkt in diesem Herbst so flüssig und Deutschland zu Hilfe gekommen, so wäre nicht abzusehen gewesen, in welche Lage die bedeutenden Erntebedürfnisse (für die die Genossenschaftskasse sorgt) den deutschen Markt versetzt hätten. Das Gerede, ein Staatsinstitut dürfe den Privatbanken nicht Konkurrenz machen, ist gewiß recht töricht. Aber zu bekämpfen ist die Geldpolitik der Zentral-Genossenschaftskasse deshalb, weil ein Staatsinstitut den deutschen Geldmarkt nicht im Auslande durch Geschäfte mit so hoher Zinsgewährung diskreditieren darf. Als eine private Terraingesellschaft in noch weit kritischeren Zeiten in der Schweiz 7% zahlte, war die Erregung schon groß. Man sollte im Abgeordnetenhause Herrn Dr. Heiligenstädt fragen, warum er Deutschlands Prestige im Auslande so wenig zu wahren versteht. In englischen Blättern wird schon genug über die deutsche Krisis gefaselt: soll ein mit Staatsmitteln errichtetes Institut ungestraft die Mißgunst gegen Deutschlands Volkswirtschaft noch schüren dürfen?

Bruno Buchwald.

Musik.

Königliches Opernhaus: „Madame Butterfly“ von Giacomo Puccini.

Man hatte sich offenbar nicht einigen können: Botterflei, Bötterflei, Batterflei klang es von der Bühne herab. Das war Wasser auf die Mühle derjenigen, die da vermeinten, ein im ersten deutschen Operninstitut zur Aufführung gelangendes Werk müsse auch unter einem ehrlichen deutschen Titel segeln, gleichviel, wes Ursprungs es immer sei; und im vorliegenden Falle sei eine passende Verdeutschung doch unschwer zu finden gewesen. Allein, sollten sie nicht allesamt, die voreiligen guten Patrioten, schon nach dem ersten Akt anderer Meinung geworden sein? Welch ein Attentat auf die deutsche Sprache, diese Uebersetzung des Textes! Die berüchtigtsten alten Opernbücher enthalten keine schlimmeren Dinge, als die angebliche „Verdeutschung“ dieses neuesten Librettos. Diesem lächerlichen Kauderwälsch gebührt kein ehrlicher deutscher Titel; man lasse ihm die kauderwälsche „Madame Butterfly“, gleichgültig mit welcher Vokalisierung!

Und außerdem: „Frau Schmetterling“ — hat das nicht einen Duft, eine feine Poesie? Der

Titel würde irreführen! Denn das Stück ist nicht ein feines, süßes, lyrisches Gedicht, sondern ein grober, klotziger Theaterschmarren, in dem mit den brutalsten Mitteln gearbeitet und das Heiligste nicht geschont wird, wo es gilt, einen Effekt durch den andern zu erschlagen. Ist wohl je eine ärgere Theaterroheit verübt worden, als dieser Schluß sie birgt? Butterfly setzt ihr Kind — durch zwei Akte wird das unglückliche Geschöpf alle Augenblick auf die Szene geschleift! — mitten auf die Bühne, gibt ihm ein Püppchen in die eine und ein Sternenbanner in die andere Hand und verbindet ihm die Augen. Und während das Kind vergnügt das Fähnchen hin und her schwenkt, durchschneidet Butterfly sich die Kehle! Der Mann aber, der einst die Butterfly „auf Zeit" geheiratet und das ganze Unheil angerichtet hat, tritt in diesem Augenblick mit seiner rechtmäßig angetrauten Gattin herein, das Tableau zu vollenden! —

Sonderbar, daß gerade Puccini diese Vorliebe für die ärgsten Kraßheiten (man denke auch an die blutige „Tosca"!) besitzt. Er ist doch aus anderem Holze geschnitzt als die Mascagni, Leoncavallo und Konsorten, von deren plumpen Händen man eher dergleichen erwarten dürfte. Man braucht gegen die Schwächen seiner „Bohême" zum Beispiel nicht blind zu sein, um zu finden, daß da ein distinguierter Kopf an der Arbeit war und ein wirklicher Künstler, ein Könner, der mit der Verwendung der Ausdrucksmittel besser Bescheid weiß, als die ärmlichen Schreier um ihn herum. Und in der „Madame Butterfly" erhält man den Eindruck, als habe sich seine Technik gegenüber der früheren Arbeit noch verfeinert, als sei manches im Aufbau gerundeter und fester und die Farbengebung mannigfaltiger geworden. Freilich entdeckt man auch Unerfreuliches: stereotype Kadenzwendungen und vor allem harmonische Kaprizen, die in ihrer Häufung absurd wirken. So werden die Quintenfolgen, die da und dort, sparsam angewandt, die trefflichste Wirkung ausgeübt hätten, allmählich bei Puccini unleidlich. Wenn wenigstens etwas von diesen Manieriertheiten durch Eigenart und Kraft der Melodik aufgewogen würde! Aber was in der „Butterfly" an melodischen Dingen zu Tage tritt, das ist uns schon vertraut aus der „Tosca" und der „Bohême" — oder auch aus anderen, nicht Puccinischen Werken. Und in Einem gleicht Puccini völlig den übrigen Opernkomponisten romanischen Blutes, die er sonst um Haupteslänge überragt: wenn er Dinge des Herzens verdolmetschen, wenn er starke Leidenschaften austönen will, dann verfällt er gänzlich der blechernen Theaterphrase, die in den musikalischen Spektakelstücken der neueren Italiener und Franzosen überall den gleichen, nichtssagenden Klang hat. Es ist interessant, zu beobachten, wie Puccinis sonst gefeilte Arbeit in solchen Momenten grobdrähtiger, rauher und reizloser wird, als habe es ihn nicht gelitten, lange in solch gemachter, erzwungener Pose zu verharren.

An Proben delikater Kleinkunst fehlt es in der „Madame Butterfly" so wenig, wie in Puccinis früheren Opern, ja seine jüngste Arbeit ist sogar ziemlich reich daran. Namentlich der zweite Akt birgt viel Anmutiges; eine ganze Reihe zart ausgemalter Bilder taucht auf, und der Schluß hat in seiner Einfachheit entschieden etwas stark Fesselndes. Der dritte Akt bleibt hinter dem zweiten ziemlich zurück; hier verschlingt auch bald das brutal Stoffliche alles Interesse, so daß es ziemlich gleichgültig ist, welch ein Getön nebenher läuft. Der vielfach auf leichtbeschwingte Rhythmen gestellte erste Akt sucht das „echt Japanische" zu betonen, gerät dabei aber gelegentlich an die Grenze des Operettenhaften. Liebenswürdige Kleinigkeiten gibt es auch hier nicht wenig; einiges geht allerdings durch den läppischen Text seiner Wirkung zum Teil verlustig, so die aparten Glöckchenaffekte in der Trauungsszene. Inwieweit Puccini japanische Originalthemen verwendet hat, läßt sich natürlich nicht ohne weiteres feststellen, ist ja auch nicht weiter von Belang. Daß er es an Versuchen, dem Ganzen ein sozusagen „exotisches" Kolorit zu geben, nicht fehlen läßt, versteht sich. Gerade im ersten Akt ist es ihm damit auch an manchen Stellen nicht schlecht geglückt. Solche absonderlichen Farbenphantasien gelingen ihm ja überhaupt besser als Klänge dem Empfindung.

*

Für die Aufführung hatte man Fräulein Destinn in der Titelrolle erwartet; statt ihrer erschien indessen Fräulein Farrar. Wie es heißt, ist Fräulein Destinn diese Zurücksetzung sehr nahe gegangen. Man braucht das nicht unbegreiflich zu finden, fragt sich aber doch: war es wirklich eine Zurücksetzung? Gewiß, die Destinn hätte gesanglich etwas ganz anderes aus der Partie gemacht, als ihre von der Natur stimmlich weniger verschwenderisch bedachte Kollegin. Allein eine Destinn hat doch wahrlich andere Aufgaben zu erfüllen, als eine sich möglichst hölzern hin und her bewegende Theaterpuppe darzustellen. Fräulein Farrar macht das ganz nett; sie dürfte, was das Darstellerische angeht, sogar in der Butterfly ihre beste Rolle gefunden haben. — Nicht geringes Erstaunen riefen die glanzvollen Dekorationen wach; sogar für einen stilvollen Bühnenabschluß in Gestalt eines nach japanischer Art ausgeführten Vorhanges war gesorgt worden. Wenn man mit solcher Liebe ein Werk eines Fremden ausstattet, das in künst-

lerischer Hinsicht der Wenn und Aber die Fülle hat, welch einen Glanz wird man da erst entfalten bei der Premiere des nächsten deutschen Werkes! Freut euch, ihr Reichsgenossen! §

Notizen.

Harden, Axel Petersen, Graf Moltke.*) Es kommt zur Hauptverhandlung. Statt Harden zu fordern, hätte Graf Moltke gut getan, sich über das Beweismaterial, das Harden in Händen hat, zu unterrichten. Hätte dann vielleicht weniger impulsiv auf Strafantrag bestanden und hätte die Tatsache, daß kein öffentliches Interesse im Spiele ist, geschickt als Hintertür benutzt, um die ganze Affäre tot zu schweigen.

Cui bono? Für Moltke nimmermehr.

Wovon hängt's ab? Von Axel Petersen. Wer ist Axel Petersen? Ein homosexueller Knabe aus dem Norden, der wegen hochstehenden Persönlichkeiten drohender Gefahr aus Deutschland ausgewiesen wurde. Jetzt, wie unklug. Anstatt ihn hier zu halten, auf ihn einzuwirken, ihn mit Hilfe der Gesetze unschädlich zu machen! Man weist ihn aus! Als ob's zwischen Kopenhagen und Berlin keine Verbindung gäbe. Als ob der Däne unter dem Schutz der Gesetze seines Landes nicht tausendmal mehr Bewegungsfreiheit hätte als der Ausländer in Berlin unter der Aufsicht des Herrn von Treskow.

Zu beweisen, daß Graf Moltke den Tatbestand des § 175 erfüllt hat, ist ein Unding. Kein Sachverständiger kann's verlangen. Er sei denn auf frischer Tat ertappt. Um das zu verhüten, hatte Graf Moltke Macht und Mittel. Und der „andere", der reden könnte, machte sich damit ebenfalls strafbar. Schweigt also, es sei sei denn, er würde bestochen. Doch auch das wieder gäbe keinen Beweis; denn wer bürgt dafür, daß er nicht für eine hohe Summe eine strafbare Handlung, die ihm vierzehn Tage Gefängnis brächte, auf sich nähme? — Ein Brief? Auf Erpresserbriefe hin kann man niemanden verurteilen.

Die Tatsache also: daß mit Erfolg erpreßt worden ist, muß genügen.*)

Wird Harden imstande sein, das nachzuweisen?

Ja! Moltke zwar ahnt es nicht. Axel Petersen, Moltkes Freund, ward abgeschoben. Unvorsichtigerweise (ich begreife diesen Leichtsinn nicht, Herr Graf) trafen einige Tage darauf für Axel Petersen mehrere tausend Mark in Kopenhagen ein. Absender: Graf Moltke. Verlorenes Spiel, sollte man meinen. Keineswegs! Denn siehe da: Es giebt einen dänischen Grafen Moltke**), und dieser .... war der Absender der 3000 Mark. Harden liegt fest. Ihm selbst wird's berichtet; das Märchen vom dänischen Grafen.

Nun aber soll es sich während der Hauptverhandlung (wenn sie nach dieser Eröffnung noch stattfindet) zeigen, aktenmäßig, daß Graf Kuno Moltke der Absender des Geldes an Axel Petersen ist. Welch Unberufener, gar wegen Kuppelei zur Vernehmung auf das Kriminalgericht Zitierter konnte im Nebenzimmer Einblick tun in diese Akten?

Die Hauptverhandlung wird die Antwort geben.

Der Beitrag S. v. Hauseggers über Alexander Ritters Lied wird sich in einem demnächst bei Marquardt & Cie. erscheinenden Buche Hauseggers über Alexander Ritter wiederfinden.

*) Wir geben dieser Notiz in der Hoffnung Raum, mit ihr die Hauptverhandlung zu inhibieren. Von dem Gelingen dieser Absicht machen wir die Veröffentlichung weiterer Mitteilungen abhängig.

*) Solange beispielsweise dem Fürsten Bülow nicht nachgewiesen wird, daß seine Erpresser etwas ausgerichtet haben, solange hat er, trotz der immer deutlicher hervortretenden Gerüchte, nicht als Homosexueller zu gelten. Und selbst, es träfe zu: es wäre das letzte, was wir in seiner Qualität als Reichskanzler ihm zum Vorwurf machten.

**) Es existiert in der Tat ein dänischer Graf Namens Moltke.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wiltzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Wie richte ich meine Wohnung ein? Jeder der sich mit dieser Frage beschäftigt, verlange kostenfrei von Dittmar's Möbel-Fabrik, Berlin C., Molkenmarkt 6, das Heft mit obigem Titel. Es ist darin besprochen, was beim Neueinrichten und Aendern von Wohnungen wissenswert ist. Abbildungen stehen auch gern kostenfrei zu Gebote. Die Miet-Wohnungs-Ausstellung Tauenzienstr. 10 der Firma Dittmar ist geöffnet wochentags 9—1 und 3—7, Sonntags 12—2, der Besuch für jedermann frei; auch hier von werden gern Abbildungen und Beschreibung kostenfrei gesandt.

Der heutigen Nummer liegen zwei Prospekte bei und zwar:

1. der Firma **Neuer Frankfurter Verlag**, Frankfurt a. M., betreffend „Das freie Wort": Ernst Haeckel, Das Menschenproblem und die Herrentiere von Linné,
2. der Firma **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin, betreffend: „Der Tag",

worauf wir besonders hinweisen.